16. HEFT. 15. APRIL. 1909.

Soziales Bastardtum.

Von

Oscar A. H. Schmitz.

Die sozialen Formen entwickeln sich analog dem Naturgeschehen bis zu dem Augenblick, wo sich der Geist entdeckt. Die Menschheit wird sich ihrer bewußt: während sie sich über die Natur setzt, begreift sie sich selbst, als die Ausstrahlung des Geistes, in welchem sie von nun an das absolute, unbeirrbare, über Zufälligkeiten erhabene, wahre Sein erblickt. Diese Emanzipation erhebt den Geist aus seiner bisherigen Stellung eines praktischen Dieners zum Herrn, ja zum Schöpfer der Welt. Nicht länger vermag er anspruchslos ihrem organischen Werden und Vergehen zu dienen; er greift selbständig in dieses Geschehen ein, fördert, hemmt, bewahrt, vernichtet auf Grund der ihm innewohnenden Gesetze der Zweckmäßigkeit. Er schafft ein Weltbild, dessen die zufällige, sich an den Erscheinungen stoßende Empirie nicht fähig wäre.

Früher gab es dieses und die Offenbarung, profanes und heiliges Wissen. Jetzt gibt es Bildung. Jenes ist solidarisches Gemeinschaftsgut, wie die Feldmark und das Weideland, diese ist individueller Sonderbesitz: die Erweckung des Geistes im einzelnen. Im einen hat sie stattgefunden, im andern nicht. Wer von ihr ausgeschlossen ist, ist es nicht so sehr wegen seiner Stellung in der Gruppe, sondern mehr aus individuellen Gründen.

Der Paria hat Anteil an dem Kastendasein; wenn er auch eigentlich nur die Kaste der Kastenlosen, der Ausgestoßenen bildet, so wird er doch eben dadurch in das System einbezogen, seine Ausgestoßenheit ist aufgehoben. Auch der Bettler vor der Moschee oder der Kirche gehört in den bestimmten Kulturkreis, in dem er lebt. Das Wissen des

Priesters ist gewissermaßen mit für ihn als Gattungswesen da, wenn er auch persönlich und bewußt nicht daran teil hat. So aristokratisch die alten Kulturen bis ins Mittelalter sind, der Platz des Bettlers, des Armen, des Paria ist darin vorgesehen: er existiert. Anders die moderne Bildung, welche nur soweit besteht, als sie in dem Einzelnen Tatsache geworden ist. Man kann sagen: Für die Bildung existiert die Unbildung nicht. Zwischen Gebildeten und Ungebildeten besteht eine Kluft, wie sie zwischen dem gottähnlichen Eingeweihten des Tempels und dem räudigen Bettler auf den Stufen nicht bestand. Das individualistisch-dissoziierende Element der Geistesbildung hat gewissermaßen die alte religiöse Gruppengemeinschaft (religio = Bindung) und die gott (= natur) gewollte Erbfolge des Blutes in der sozialen Entwicklung bastardiert. (Dieses Wort wird hier ohne jede Wertbetonung im rein naturwissenschaftlichen, niemals im moralischen Sinne gebraucht.) Es ist, als ob neben den Söhnen, welche die Mütter, nach natürlichem Gesetz, aus dem Leibe gebären, die soziale Gruppe eine zweite Adoptivnachkommenschaft aus individuellen Beweggründen in freier Wahl des Intellekts zu Miterben einsetzte.

Träger der Bildung war von jeher das Bürgertum, diese zwischen Volk und Herr geschichtete Klasse. Sie tritt später auf als jene, dient von Anfang an komplizierteren, künstlicheren Bedürfnissen, besonders des Handels, wird zur Städtegründerin, zur Zweiflerin an den Vorurteilen des an die Scholle Gebundenen, zur politischen und sozialen Befreierin, kurz, sie erscheint unserem Gefühl weniger naturgesetzlich als zivilisatorisch bedingt. Sie verwischt den natürlichen Gegensatz zwischen Herrn und Knechten und ersetzt ihn langsam durch den künstlichen: Gebildete und Ungebildete. Die Herren müssen, sich dem Gebot der Zeit fügend, die intellektuelle Bildung erwerben — zeitweise dient sie ihnen sogar als Machtmittel — dem Volk wird sie schließlich als Evangelium gepredigt. Da die Bildung nicht wurzelhaft, sondern vernünftig ist, mit geistigen Prinzipien und abstrakten Theorien über die vorhandenen Tatsachen hinaus rechnet, immer geneigt ist, von dem Gewordenen (so sehr sie es intellektuell zu begreifen sucht) zu dem möglicherweise Werdenkönnenden überzuspringen, hat sie demokratischen Charakter: Prinzipiell kann jeder daran teilhaben, und durch die altruistische Moral gestützt, entsteht die sozialethische Forderung: es soll jeder daran teilhaben. Die Bildung hat stets einen utopistischen Zug, sie glaubt daran, die Welt wesentlich anders machen, die natürlich scheinenden Gegensätze überwinden zu können. Die Grausamkeit des individuellen Bildungsprinzips, das nicht alle summarisch umfaßt, sondern gewissermaßen nur den „Würdigen“ zuläßt, wird durch diesen geistigen Kommunismus gemildert, der grundsätzlich die Würdigkeit jedes einzelnen als Möglichkeit anerkennt. Trotz ihrem demokratisch-individualistischen Prinzip ist die Bildung aus begreiflichen Ursachen in der Wirklichkeit vorwiegend im Besitz derjenigen, welchen die Not des Lebens Muße und Lust zu ihr läßt, das heißt, sie ist Klassenbildung. Sie gleicht einem Haus mit offenen Türen, in das jeder eintreten kann; es steht aber

auf einem Berg, den nur verhältnismäßig wenige zu ersteigen vermögen. Da die mannigfache Verschlungenheit der menschlichen Nöte stets nur einen Bruchteil der Individuen für die Bildung frei hält, wird sie praktisch stets ihren Klassencharakter bewahren, obwohl er theoretisch eigentlich ihrem Wesen entgegengesetzt ist. Darum klingt jeder theoretische Sozialismus so plausibel und ist jeder praktische so geisttötend.

Es entstehen naturgemäß drei Arten, wie das Volk zur Bildung steht; sie enthält: Begriffe, die das Volk weder selbst benutzt, noch bei andern versteht; sie fallen ohne weiteres aus dem Rahmen dieser Betrachtung. Dann gibt es einige primitive Moral-, Glaubens-, Geschmacks-, Höflichkeitsgesetze, die das Volk nicht nur begreift, sondern selbst häufig befolgt. Zuletzt kommen die Bildungsbestandteile, von denen es manches begreift, ohne sie selbst produzieren zu können. Sie finden sich naturgemäß da, wo es sich um Emotionen handelt, heilige wie profane. Religion und Vergnügen sind noch immer die stärksten Bindemittel zwischen den durch Bildung verschiedenen Klassen. Religiöser Kultus, feierliche Umzüge, italienische Oper, spanische Stiergefechte, wo solche und ähnliche gemeinsame Erhebungen und Freuden lebendig sind, da ist die Klassenbildung noch nicht zur Kulturkatastrophe geworden. Die symbolische Bedeutung des Kultes, die Partiturgeheimnisse des Maestro sind dem Volke verborgen, aber in ihrem Effekt werden sie gewürdigt, so, wie die meisten sich in einer Sprache, selbst der eigenen, nur eines ganz geringen Wortvorrates selbst bedienen, im Verhältnis zu der Zahl der Worte, welche sie verstehen.

Wie wenig dagegen ist von unserer neueren Literatur, Kunst und Philosophie ins Volk gedrungen, wie wenig ist seiner Art nach fähig, vom Volk begriffen, ja nur respektiert zu werden? Der Grund ist, daß es Produkte der Bildung, des Geistes aus den Gruppen gelöster Individuen sind. Sie appellieren selten an primitive Empfindungen der Gemeinschaft, sondern an die nur auf bewußter hochentwickelter Stufe mögliche Bereitwilligkeit des Individuums, zum Individuum zu kommen. Wo sie aber primitiv sein w o l l e n, sind sie das hilflose Gestammel Schwacher, die sich in dem verschlungenen Dasein ihrer Epoche nicht zurechtfinden. Man lasse sich nicht täuschen durch das angebliche Interesse, welches das Volk sozialistischen Bildungsbestrebungen entgegenbringt. Es ist ebenso begreiflich, daß Dankbarkeit, Eitelkeit, primitive Neu- oder meinetwegen Wißbegier, die kindliche Freude, wichtig genommen zu werden, Strebertum, ein blinder Respekt vor dem Unverständlichen und zahllose andere gute oder böse Menschlichkeiten das Volk lernbereit machen, als es unmöglich ist, daß selbst nach einem Achtstundentag der Geist eines mechanischen Arbeiters ernsthaft Genugtuungen findet in der Versenkung in die Probleme Tassos oder Tristans, bei dem Anblick der Villa am Meer oder dem Anhören einer Straußschen Sinfonie. Die Empfindungen, welche solche Werke auszulösen bestimmt sind, können nur gedeihen, wo Muße ist, und wir sehen selbst auf den höchsten Bildungsstufen stark beschäftigte Menschen nach einem Tag im Laboratorium oder im Kontor

die derberen Reize des Variété oder einer Kokottenbar einer Ibsenvorstellung, einem Beethovenkonzert oder nun gar dem bildenden Vortrag eines Privatdozenten vorziehen. Das ist nicht anders als natürlich und scheint der Oekonomie der Lebenskräfte durchaus zu entsprechen. Nun will ich gewiß nicht Arbeitern und Arbeiterinnen versagen, über Maria Stuart zu weinen oder sich an den Feerien des Nibelungenrings zu ergötzen, aber glaubt man ernstlich, etwas für sie zu tun, wenn man sie nach einem schweren Arbeitstag um eine Lampe ruft und ihnen von Aufbau, Peripetie, Leitmotiven und enharmonischen Verwechslungen spricht? Natürlich werden sie kommen und zuhören, denn alles freut sie, was ihr einfarbiges Dasein unterbricht, aber gebt ihnen lieber noch billigere und häufigere Theatervorstellungen (ohne Conférence) und spielt die Stücke, die ihnen erfahrungsgemäß am besten gefallen: „Der Verschwender“ oder „Von Stufe zu Stufe“ oder „Der Herrgottschnitzer von Oberammergau“. Wenn ihr aber erwidert, daß sie dies verachten und lieber Ibsen sehen, um so schlimmer. Das ist euer Werk, ihr habt ihre Natürlichkeit verdorben und ihnen jene (an sich schon anfechtbare) Bildung zugefügt, die bei ihnen zur unbeholfenen Karikatur oder zur frechen Phrase werden muß. Dazu kommt, daß ihr ihnen die ursprünglichen Werte gar nicht geben könnt und selbst einseht, daß man sie in usum ihres Lebens zurechtmodeln, d. h. fälschen muß. Ich habe z. B. in einem eurer schauderhaften Leitfäden gelesen, daß Wagners Verbindung aller Künste im Musikdrama als eine demokratische Revolution gegen die bisherige Tyrannei der Musik in der alten Oper (jenem Produkt absolutistischer Höfe) zu deuten sei. Gibt es eine dümmere Art, Kunst zu erklären? Laßt doch die Leute sich ungebildet am Lindwurm und am Geisterschiff freuen, begierig sein, wie die Handlung weiter geht, und von einigen schmeichlerischen Melodien hingerissen werden. Das wird sie glücklicher machen.

Der Klassencharakter der Bildung äußert sich nicht allein in ihren Werken, sondern fast noch mehr in den Lebensformen, die ihre Träger mehr noch als ein Wissen nach außen kenntlich macht. Die Art, wie die Ungebildeten durch das Wahrnehmen dieser Formen beeinflußt werden, ist weit harmloser als ihr systematisches Erlernen der Bildungsinhalte; denn diese Beeinflussung ist spontan, ungezwungen und unterliegt keiner sozial-ethischen Tendenz. Hier wäre jede Kritik pedantisch, denn es handelt sich um nur allzu begreifliche Menschlichkeiten. Besonders da, wo sich die Stände im täglichen Leben am intimsten berühren, durch die persönliche Bedienung, entstehen jene bekannten, bisweilen so grotesken Bildungsmißverständnisse. Im Gegensatz zu denjenigen, welche in Fabriken, in Bergwerken, auf dem Felde zwar auch für die Bedürfnisse der Gebildeten arbeiten, aber kaum mit ihnen in persönliche Berührung kommen, sind jene eigentlichen Dienenden in auffallend geringem Maße einem prinzipiellen Sozialismus zugänglich. Mögen sie auch patriarchalen Verhältnissen entwachsen, immer anspruchsvoller werden, im Grunde ihrer Herzen schwärmen sie für die „feinen Leute“. Nichts versöhnt sie mehr mit ihrer unter-

geordneten Stellung, als wenn die, welchen sie dienen, nach ihren Begriffen „vornehm“ sind. Sie fühlen sich am wohlsten in Häusern, wo sie etwas von dem Leben der höheren Schichten zu sehen bekommen, wo überzeugende Unterschiede des Standes Grenzüberschreitungen ausschließen und „Leutseligkeit“ ermöglichen und empören sich am heftigsten da, wo der Unterschied zwischen ihnen und dem Befehlenden äußerlich nicht sehr ersichtlich ist und, vielleicht gerade darum, von diesem besonders schroff betont wird. Je mehr aber das natürliche Ständeleben durch die Bildung und ihre Folgen bastardiert wird, desto verwischter werden die Grenzen. Das Ex-Dienstmädchen, welches nun selbst Dienstboten hält, die Bürgersfrau, welche unter wechselnden Umständen heute mit, morgen ohne Bedienung lebt, der Emporkömmling, der desselben Ursprungs ist wie seine Dienerschaft, die gebildeten Armen, welche aus Standesursachen Bedienung halten müssen, alles dies schafft ein soziales Chaos, in welchem die Orientierung schwer wird. Zweifellos gilt ein gewisser Bildungsgrad, der sich in bestimmten Werturteilen und Ansichten zeigt, dem Volke allgemein als „vornehm“. Aber da man die Zusammenhänge nicht versteht und sich nur an das Aeußerliche hält, das man bei „feinen Leuten“ beobachtet, entstehen jene komischen Mißverständnisse der Ausdrucksweise, des Betragens, der Mode. Die Zeit ist geradezu besessen von diesen Dingen. Jeder Ungebildete sucht gierig die Merkmale der „Vornehmheit“ zu erkennen und zu tun, als ob er sie begreife. Und dieses Streben wird um so fieberhafter, je unklarer die Merkmale wahrer Vornehmheit in den höheren Klassen selbst werden. Wir betreten ein Geschäft,um etwas zu kaufen; es tritt uns eine Verkäuferin entgegen, die, selbst von dieser sozialen Unsicherheit befallen, auch uns davon ergriffen glaubt, denn sie preist ihre Ware dadurch an, daß sie hervorhebt, dies gelte jetzt allgemein für „vornehm“, jenes aber werde von „besseren Leuten“ nicht mehr gekauft. Sie muß es wissen. Haben wir den Vorzug, von ihr für „feine Leute“ gehalten zu werden, so wird sie bald einen Ton stillen Einverständnisses finden, und sich mit uns von der uns umgebenden Plebs, die schlechte Sachen kauft, gesondert fühlen.

Besonders merkwürdig werden solche Bildungsmißverständnisse, wenn das erotische Element hineinspielt. Jedes Mädchen aus dem Volk, das aus der Liebe eine Karriere macht, sucht den „Kavalier“. Und es ist sehr merkwürdig, zu beobachten, wie ihre Instinkte hin- und herschwanken zwischen Bewunderung für den Mann, der feste Manschetten trägt und raffinierte Gelüste hat, und der Verachtung dafür, daß er sich einbildet, Liebe bezahlen zu können. Bezahlt er sie aber nicht, dann ist wieder der Traum vom Kavalier hin, und der raffinierte Mann mit den festen Manschetten entpuppt sich als „Nassauer“, wie man in Berlin, als „poseur de lapins“, wie man in Paris sagt. Alles dies ist recht lustig, und der Durchbruch der Natürlichkeiten in diesen Mißverständnissen versöhnt den peripathetischen Betrachter mit der nüchternen Borniertheit vernünftelnder Weltverbesserer und Liebesreformer. Trotzdem können auch diese Menschlichkeiten

tragisch werden, wenn Einzelne ihr Glück aus verfälschtem Klassenbewußtsein mißverstandenen Konventionen hinopfern.

Die Konvention ist eines der kompliziertesten gesellschaftlichen Produkte. In ihren Einzelheiten fast immer unvernünftig und paradox, ist sie oft die Wahrerin zartester Innerlichkeit; scheinbar das Individuum vergewaltigend, dient sie ihm gerade dazu, sein Selbst in taktvoller Distanz von der Umwelt zu hüten. Niemandem kann ihr Wert bewiesen werden, der ihn nicht seit seiner Kinderstube erlebt hat, und darum ist nichts mehr den Mißverständnissen Unberufener ausgesetzt, als sie. Ich will hier nicht von solchen reden, die sie verachten und angreifen, vielmehr von denen, die sie anerkennen, aber mißverstehen und sich aus ihren Ringen eine Kette schmieden. Einige Beispiele: Es ist bekannt, wieviel Liebesglück dadurch geopfert wird, daß für große soziale Verhältnisse geltende Vorschriften der Moral und des Verhaltens auf kleinbürgerliche Familien angewendet werden; so betrügt man die Töchter um die Jugendfreude, die man dem Mädchen aus dem Volke nachsichtig zumißt, ohne daß sie darum die wirklichen Vorteile der höheren Stände genießen. — Alles, was man Repräsentation nennt, wird zur tragischen Farce bei einem Beamtengehalt von 5000 M. — Weil es ausgemacht ist, daß gentlemen sich nicht beschimpfen, müssen drei Richter, zwei Anwälte und zahlreiche Zeugen, vielleicht an mehreren Tagen, zusammentreten, weil das Mitglied eines Metzgergesangvereins einen Brauergesellenverein eine „dumme vermoderte Gesellschaft" genannt hat. Das ist vor kurzem in Süddeutschland passiert. — Wenn uns auf der Straße ein Mensch beschimpft, so gehen wir ihm aus dem Weg. Nennt aber eine Hausfrau ihre Köchin eine Gans, so läuft die Verblendete zum Richter, weil sie auch weiß, was Bildung ist.

Bei manchen Menschen der dienenden Klasse hat sich dieses gefälschte Ehrgefühl so hoch gesteigert, daß es geradezu den Selbsterhaltungstrieb pervertiert. Die meisten Dienstboten werden weniger Wert auf ein hygienisches und freundliches Zimmer legen, als darauf, daß ihnen erlaubt wird, in einem auffälligen Kostüm auszugehen. Mir ist ein Fall einer sozial stark interessierten Dame bekannt geworden, welche sich für das Schicksal ihrer Dienstboten menschlich interessierte. Mit Entsetzen hörte sie, daß eines ihrer Mädchen drei Jahre lang bei einer magenkranken Frau gedient hatte, welche, um ihre Waschschüssel zu schonen, fast nach jeder Mahlzeit die des Mädchens verlangt habe, um den Magen zu entleeren. Das Mädchen hatte das wohl nicht in der Ordnung gefunden, es aber nicht für einen Grund gehalten, den in ihren Kreisen ehrenvollen Dienst bei der Oberstenwitwe aufzugeben. Wohl aber kündigte sie nach wenigen Wochen der menschenfreundlichen, sozial interessierten Dame. Diese machte ihr nämlich einige Kleidungsvorschriften, da sich herausgestellt hatte, daß ihr Anzug, wenn sie mit der Tochter des Hauses über die Straße ging, bei vorübergehenden Herren zu equivoquen Verwechslungen Anlaß gab. Nun war gegen die Tugendhaftigkeit dieses Mädchens nichts zu sagen, sie stand vor ihrer Verheiratung und war wenig vergnügungssüchtig.

In der mißverstandenen Eleganz ihrer Kleidung drückte sich nur ein durch Bildungsirrtümer verschrobener sozialer Ehrgeiz aus, der sich nicht ducken lassen wollte.

In alledem soll keine moralische Kritik der intellektuellen Bildung überhaupt gesehen werden. Es ist ja wohl möglich, daß sie überhaupt überschätzt wird, vielleicht sind aber auch alle die hier gezeigten Erscheinungen unvermeidliche Uebergangssymptome. Ich wollte nur betonen, daß der Intellekt die Tendenz hat, die organische Gesellschaftsentwicklung zu bastardieren. Wenn nun auch das Bastardtum entwicklungsgeschichtlich keinerlei moralischen Makel trägt, ja sogar eine oft glückliche Notwendigkeit im Reichtum der Formen ist, so darf doch bei seiner Begünstigung niemals aus dem Auge gelassen werden, ob es wirklich wertvolle neue Spielarten schafft. Diejenigen, welche heute absichtlich einer möglichst vollständigen Intellektualisierung durch Erziehung und Bildung Vorschub leisten, scheinen sich allzu oft mit dem Hervorsprossen leerer unfruchtbarer Hülsen zu begnügen.

Reichsanleiheschuld und ihre Tilgung.

Von

Felix Ortel, Kaiserlicher Bankdirektor, M. d. R.

II.*)

Das ständige Sinken des Kursstandes unserer Anleihen soll wesentlich mit den jährlichen Schuldenvermehrungen im Zusammenhang stehen. Zum Teil wird es zutreffen, aber auch nur zum Teil. Es ist hierbei nicht zu übersehen, daß die Anleihen der reichen Kulturstaaten fast parallel mit den deutschen Anleihen im Durchschnitt der Jahre Kurseinbußen erlitten haben, die in den letzten 12 Jahren in England zirka 22 vom Hundert, in Frankreich 8 vom Hundert, in Holland 9 vom Hundert und in Deutschland bei den 3prozentigen 15 vom Hundert, bei den 3½prozentigen nur 9 vom Hundert betragen haben. Diese Zahlen sind nach den durchschnittlichen Jahreskursen bei Zugrundelegung eines 3prozentigen Zinsfußes festgestellt. Die Einflüsse, die sich auf den Kursstand der deutschen Anleihen geltend gemacht haben, sind also bei den 3prozentigen noch andere als bei den 3½prozentigen gewesen und liegen wohl im wesentlichen in der Internationalität des 3prozentigen Typs.

Im allgemeinen ist es auffallend, daß das Sinken des Kursstandes derjenigen Staatspapiere, welche einen verhältnismäßig niedrigen Realzins haben, d. h. welche im Kurse hoch stehen, in den letzten Dezennien ein verhältnismäßig großes gewesen ist, während die Anleihepapiere mit höherem Realzins, also von verhältnismäßig niedrigem

*) Vergl. Heft 15.

Kursstande (bei Zugrundelegung eines gleichen Zinsfußes) eine größere Wertbeständigkeit gezeigt haben. Wie schon ausgeführt, sind in Deutschland, Frankreich, England, Holland starke Kurseinbußen zu verzeichnen; dagegen sind Kurserhöhungen in derselben Zeit bei Italienischer Rente, bei der Spanischen äußeren Anleihe und bei Türkischen und Rumänischen Staatsanleihen eingetreten. Die Beobachtung, daß die deutschen Staatspapiere unter sich so auffallend von einander abweichende Bewertungen aufweisen und die Tatsache, daß unsere Staatspapiere, — ich hebe hier besonders preußische Staatsanleihen hervor, die durch das gutverzinste Kapital des preußischen Eisenbahnsystems Staatsschuldpapiere sind, welche von anderen in der Welt an innerem Wert nicht übertroffen werden —, nach internationaler Bewertung erst die vierte Stelle unter den Schuldpapieren der Kulturstaaten einnehmen, also international nicht so hoch eingeschätzt werden wie die französischen, englischen und nordamerikanischen, veranlaßt mich zu einer Bemerkung.

Man darf nicht annehmen, daß allein das Vertrauen zu der Finanzgebarung, zur Politik und zu den Hilfskräften des Staats, die allgemeinen Kapitals- und Geldmarktsverhältnisse und das wirtschaftliche Niveau des Landes oder als Ausdruck der internationalen Zahlungsverhältnisse der Stand der ausländischen Wechselkurse die Gründe bilden, welche für die Beurteilung des Kursstandes der Staatspapiere maßgebend sind. Hier müssen Einrichtungen oder Maßnahmen mithelfen, die in praktischer Weise auf die Wertbeständigkeit der Anleihen hinzuarbeiten haben; denn nur ein möglichst gleich bleibender Kursstand in Verbindung mit einer angemessenen Rente kann den Kapitalisten zum Ankauf von staatlichen Anleihetiteln bestimmen.

In Frankreich, England und Nordamerika hat man es verstanden, den heimischen Rentenmarkt für die Unterbringung der Staatspapiere und den Handel in denselben durch Maßnahmen der Verwaltung und auch der Praxis zweckmäßig auszugestalten. In Frankreich besteht der überwiegende Teil der Sparkassenanlagen in Staatspapieren. In England machen die Sparkassen ihre Anlagen durch die Staatsschuldenkommission in britischen Staatsanleihen, und es werden die Fonds des obersten Gerichtshofes, die bedeutend sind, zugunsten des Staatskredits herangezogen. Ferner sind die Bank von England und die Bank von Irland wesentlich an der Verwaltung der Staatsschuld beteiligt und dann ist die englische Rentenschuld grundsätzlich Buchschuld. In Nordamerika ist den Noten emittierenden Banken die Pflicht auferlegt, einen der Emissionshöhe entsprechenden Betrag an Vereinigte Staaten-Anleihen im Schatzamt zu Washington zu hinterlegen.

Während in den genannten Staaten Spar-, Geld- und sonstige Institute in erster Reihe die Aufnehmer von Staatspapieren sind, macht sich in Deutschland eine bis jetzt nicht genügend gewürdigte Aufnahmebereitschaft des privaten Publikums für Staatsanleihen bemerkbar, so daß in dieser Hinsicht das deutsche Publikum dem englischen individuell überlegen ist. Diese Ueberlegenheit ist eingetreten trotz des starken Geldbedarfs mit dem die deutsche Volkswirtschaft für ihre

Zwecke an das Publikum herantrat. Nur allmählich vollzieht sich in Deutschland der Ausbau des Rentenmarktes und langsam bilden sich die Grundzüge einer „Politik sowohl der öffentlichen Autoritäten gegenüber dem Geldmarkte als auch einer Politik des an der Börse organisierten Geldmarktes gegenüber dem öffentlichen Bedarfe“ aus. Ein festes Gerüst kann aber diesem Ausbau nur durch die Tätigkeit eines Instituts gegeben werden, welches die Aufgabe hat: sich der deutschen Anleihe- und Rentetitel besonders anzunehmen, vor allem regelnd auf den Anleihemarkt zugunsten dieser Titel einzuwirken und Kapitalanlage suchende Kapitalisten, öffentliche Institute und Körperschaften für die immer rascher fortschreitende Entwicklung unseres Anleihewesens und Anleihemarktes zu gewinnen. Ein solches Institut könnte man sich als eine Reichsdepositenkasse denken, deren Errichtung von der Bevölkerung trotz des von den Großbanken und Sparinstituten dagegen laut gewordenen Widerspruchs, als notwendig freudig begrüßt werden würde. Eine Reichsdepositenkasse wäre eine zeitgemäße Einrichtung. Sie würde sich organisch an schon bestehende andere wirtschaftliche Einrichtungen des Reichs anschließen können. Auch die Verwaltung der Staatsschuldenbücher könnte ihr angegliedert werden.

Es ist hier nicht die Gelegenheit, die Organisation einer Reichsdepositenkasse weiter darzulegen. Nur auf eine solche hinzuweisen, liegt bei diesen Ausführungen die Veranlassung vor, weil das Reich in Zukunft bei der unaufhaltsam wachsenden Ausdehnung unseres Finanzwesens nicht umhin können wird, für Unterbringung seiner Schuldtitel und für die weitere Beobachtung derselben eine aus den Zeitverhältnissen herauswachsende Einrichtung auszubilden, die in Verbindung mit dem Depositenwesen diese Aufgaben zu erfüllen hätte.

Der § 2 des Gesetzentwurfes betreffend Aenderungen im Finanzwesen sieht bei den für „werbende“ Zwecke bewilligten Anleihebeträgen einen anderen Tilgungssatz vor als bei Anleihen für „sonstige“ Zwecke. Diese Differenzierung läßt sich schwer durchführen hinsichtlich der Feststellung der Eigenschaft als werbend und des Termins des Eintritts oder des Verlustes dieser Eigenschaft. Denn was sind für uns im Reiche werbende Anleihen? Alle außerordentlichen Ausgaben, welche eine Anleihe zur Folge haben, sind und werden doch zum Wohle, zum Schutze des Reichs und zur Förderung seiner Zwecke gemacht. Sind die Reichszwecke erfüllt und gedeiht das Reich, so haben diese außerordentlichen Ausgaben Nutzen geschaffen und der indirekt werbende Charakter kann ihnen nicht abgesprochen werden. In der Theorie haben Anleihen zur Beschaffung von Geldern zum Eisenbahnbau werbenden Charakter. Gewiß, so lange diese Eisenbahnen rentabel sind und nicht durch eine schnellere und vorteilhaftere Beförderungsart verdrängt werden! Werden sie unrentabel und tritt eine überflügelnde Konkurrenz, die zur Aufgabe des Eisenbahnbetriebes nötigt, ein, so hört auch der werbende Charakter der für diese Eisenbahn aufgenommenen Anleiheschuld auf.

Andererseits kann eine Einrichtung, der von Anfang an eine

werbende Kraft nicht inne wohnte, im Laufe der Zeit und durch besondere Umstände werbende Eigenschaften erhalten.

Wenn es nun nicht angebracht ist, den Zweck für Anleiheschuldverpflichtungen hinsichtlich seiner Werbekraft dauernd festzulegen und die Tilgungsquote danach zu bemessen, so ist dieses auch für den Anleihetitel selbst ohne Wert. Denn der Kapitalist, der Anlage in Staatspapieren sucht, kümmert sich nicht darum, für welche Zwecke die Anleihe aufgenommen ist. Für seine Entschließung ist die Höhe und die Sicherheit der Verzinsung, die volkswirtschaftliche und finanzielle Leistungsfähigkeit des die Anleihe aufnehmenden Staats und die durch bestimmte Verwendungsmöglichkeiten erhöhte Brauchbarkeit — z. B. Mündelsicherheit — und nicht zu vergessen die Marktfähigkeit des Anleihetitels bestimmend. In diesen Eigenschaften liegt für den Kapitalisten der Grund, mit einem Verzinsungssatze zufrieden zu sein, den er auf anderen wirtschaftlichen Gebieten nicht für ausreichend gelten lassen würde.

Zum Schlusse wiederhole ich, was ich mit meinen Ausführungen darzutun anstrebe:

1. daß für die Tilgung unserer Reichsanleihen ein einheitlicher Prozentsatz angezeigt ist, dessen Höhe sich nach den allgemeinen wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnissen richten muß;

2. daß die vorhandene Anleiheschuld des Reiches und seiner Gliedstaaten vorläufig keine besorgniserregende Höhe hat, und

3. daß Reichseinrichtungen zu treffen sind, die auf die Ausbildung und Erhaltung eines leistungsfähigen Anleihemarktes hinzuwirken haben.

Aphorismen.

Von Carl Hauptmann.

Schwermut.

Ich komme eben in der Nacht auf dunklem Dorfwege heim. Eine stürmische, düstere Atmosphäre. Ich bin müde ganz außermaßen. Mir gehen seltsame, ganz fremde Melodien durch den Sinn, die ich vor mich hin psalmodiere. Wie Motive aus slavischem Volksgesang. Totengesänge voll Schwermut, voll eintöniger, nicht sich lösender Trauer. Aus welchen Gründen des Kosmos heult der Wind, ächzen die Wegbäume, drohen die Wolken, quillt meine Klage? Es blitzt lang und erhellend aus der dunkelsten Mitternacht, — einmal über den ganzen Himmel, daß alles Hügelland klar wird. Noch einmal. Tief lautlos. Kein Donner. Eine Dorffrau kommt, die erzählt, daß gestern der Nordhimmel glutrot gewesen. Warum war sie furchtsam? Warum war ich traurig, gebrechlich, müde? Voll Todesahnungen?

Aus welchen Gründen des Kosmos quoll, was blitzte und düsterte, als Sturmwelle übers Tal? als ein blutiger Mitternachtsschein über den Himmels- und Weltenraum? als dumpfe Angst aus der Menschenseele? als Trauer und Totengesang aus mir?

Sterben.

Wir müssen nicht bloß über den Tod tröstend denken, daß er Erlösung vom „Ich-kleide", daß er abgrundtiefe Ruhe sei.

Wir müssen auch über die Art des Todes denken und uns besinnen, daß nicht die Natur, daß erst der Mensch ein abgeklärtes Bild der Todesart schaffen konnte.

Es muß uns klar werden, daß es einen Heldentod gibt und einen Strohtod. Daß das langsame, wohlgepflegte Sterben ein Gewaltstreich des intelligenten Willens gegen eine kühnere Bestimmung bedeutet. Daß derjenige, der für etwas stirbt, größer und schöner stirbt, als der an etwas stirbt.

Die Alten priesen den Heldentod und den Liebestod des Weibes, das ihrem toten Manne auf dem Scheiterhaufen nachstarb.

Aber immer sei auch das Sterben jener Greisin gepriesen, die mit stiller Friedensstimme, indem sie die Hand ihres Urenkels sanft in der ihrigen hielt, sagte: „Wenn du so alt sein wirst wie ich, wirst du wissen, daß der Tod ebenso ein Bedürfnis ist, wie der Schlaf."

Die letzte Sehnsucht.

Nicht der leibhaftige Christus, als Gestalt lebt er. Das ist das Mysterium der göttlichen Person.

Das Wesen der Gestalt ist, sich aus der irdischen Leibhaftigkeit durchsetzen durch Zeit und Raum in Millionen Seelen. Als ihr Teil, ihr Grund und ihre Schau in ihnen lebendig werden und so lebendig im Geist fortwachsen, wie ein reiches Geäst, durch die Jahrhunderte und die Jahrtausende.

Gestalt kann werden: die ganze weite, sittliche Person in ihrer ergrabenen Gottgeborenheit, wie in Christus.

Oder besondere Erstrahlungen der Person, wie in Leonardo, Rembrandt, Shakespeare, Beethoven, Goethe.

Wer kann einem irdisch Leibhaftigen, wer es auch sei, zu seiner Zeit sagen, daß er um jeden Preis und unter allen harten Zufällen dieser Welt wachsen und wachsen wird, wie ein weiter Baum aufstrebend, durch Jahrhunderte und Jahrtausende?

Gestalt sein ist das Wesen der Unsterblichkeit, ist der Gegenstand des wahren Ruhmes. Gestalt werden die letzte Sehnsucht des Geistes.

Am dunklen, wogenden Meer.

Mancher Tor hält Weiser und Erkenner und „Mystiker" sein für ein Verbrechen des Künstlers.

Wann und wo waren je große Künstler anderes?

Wann und wo hatten sie ihr Haus anders, als an das dunkle, reiche, wogende Meer der großen Ahnungen und Erkennungen und Gesichte aufgebaut?

Allein aus diesem Meere konnten sie es gewinnen.

Sie tauchten in seine Flut das eigene, einzelne, vergängliche Leben und erhoben es daraus als dauernde Gestalt und als unvergängliches Gleichnis.

An moderne Dichter.

Zu nahestehende, zu intime Stoffe seiner Zeit muß der moderne Künstler monumentalisieren lernen, wenn er sie zum ewigen Gleichnis und damit zum dauernden Besitz der Kultur erheben will. Ferne, dem Gefühl bereits entschwundene, monumentale Stoffe dagegen muß er strenge individualisieren, um sie seiner Zeit neu in Gefühl und Blut zu bringen.

* * *

Auch der Schaffende muß wie der Liebende zuerst seinen Verstand verlieren.

Flucht.

Oft schmecke ich fast die Flucht der Wesen, als hörte ich die Umdrehung der Erde.

Fast atmend fühlbar ist mir dann das unaufhaltsam ineinander und durcheinander Fortdrängende der Menschenseelen und Menschenschicksale, ihr Dahinfliehen mit Hoffnungen und Wünschen, wie Zähne im Triebrad — und doch zu keinem Ende.

Kein Zweck scheint in der Welt; alles nur Mittel — Mittel zur ewigen Flucht.

An den Künstler.

Ganz einzig seien die Dinge!

Ganz nur einmal!

Ganz nur für dich!

Nur ein einziges Mal so schön, so tief, so grausig, so erhaben.

So in Lust an dem Einzigen mußt du sie ergreifen! So nur in dieser Lust gestalten!

Alle Weltlehre sollst du verachten, die die Dinge von altersher greifen, alles Erkennen als Erinnern und alles Leben als Wiederkehr auffassen möchte.

Ganz einzig sei alles, was du liebst und ergreifst in deiner Kunst!

Es gibt für dich keine Welt, keine Einheit.

Du bist es selbst.

Du presse aus dem Einzelnen den Saft, gewinne das Arom, schaffe die Seele der Dinge!

Ragende im Kunstreich.

Ragende im Kunstreich, Gipfel über Zeiten sind nur, die große Gestalten in den Raum und vor's Menschheitsauge stellten, sichere

Menschenmaße zum Anschaun und zum Aufschaun für die Menge hinschrieben in die Lüfte. Niemals die nur zärtliche, zerrissene und weiche Schwärmereien und Träume wie umnebelnden Weihrauch hinhauchten. Gestalt ist das Wesen der großen Kunst: sei es die volle, reiche Gestalt einer fünften oder neunten Symphonie, sei es Michel Angelos „Nacht“ oder Rembrandts „Mann im Helm“.

Der Ragende trachtet nicht Schwärmern nur selige Augen zu machen. Er weitet die Augen der Gewöhnlichen. Er macht ihren Blick ins Hohe, ins Machtvoll-sinngebende gerichtet. Er führt des Alltäglichen Schau und Verlangen einen Augenblick erschütterlich ins Reich des Ragenden empor.

Die Ehe.

Komödie von Bernard Shaw.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

(Fortsetzung.)

Der General: Die Scheidung ist ja noch nicht in Kraft getreten. Hier soll Reginald herkommen, geradewegs zu Ediths Hochzeit, noch dampfend vom Ehescheidungsgerichtshof!?

Frau Bridgenorth, (sich ärgerlich im Mittelstuhl niedersetzend): Das ist stark. Nein: Ich kann ihm nicht verzeihen, Lesbia, wirklich nicht. Ein Mann in Reginalds Alter, im Besitz einer jungen Frau, die das beste Mädchen, und so hübsch ist, wie man sie nur wünschen kann — davonzugehen mit einem gemeinen Frauenzimmer von der Straße! Uh!

Lesbia: Du mußt Nachsicht haben. Was konntest du erwarten? Reginald war immer schwach. Er wurde zur Schwachheit erzogen. Der Familienbesitz war ganz mit Hypotheken belastet, als er ihn erbte. Er hatte fortwährend mit Geldschwierigkeiten zu kämpfen, war von seinen Sachverwaltern bedrängt, moralisch bedrängt durch den Barmeciden und physisch bedrängt durch Boxer, während die beiden ihren eigenen Weg durchkämpften und gute Uebung bekamen. Du weißt sehr gut, daß er es sich nicht leisten konnte, zu heiraten, ehe die Hypotheken abgestoßen waren, und er die Fünfzig überschritten hatte. Und beging dann natürlich eine Dummheit und heiratete ein Kind wie Leo!

Der General: Aber sie zu schlagen! Sie zu schlagen! Er schlug sie nieder — schlug sie glatt nieder auf ein Blumenbeet in Gegenwart seines Gärtners. Er! das Haupt der Familie! Der Mann, der vor dem Barmeciden und mir als Bridgenorth vor Bridgenorth dasteht! seine Frau niederzuschlagen und mit einem niedrigen Frauenzimmer davonzugehen und sich ihretwegen im Angesicht von ganz England scheiden zu lassen! angesichts meiner Uniform und Alfreds Schurz! Ich werde nie vergessen, was ich dabei empfand: nur des Königs persönliche Bitte — eigentlich sein Befehl — hielten mich davon

ab, meinen Abschied zu nehmen. Ich würde Reginald nicht grüßen, wenn ich ihm auf der Straße begegnete.

Frau Bridgenorth: Ueberdies kommt Leo. Sie würden einander begegnen. Es ist unmöglich, Lesbia.

Lesbia: O, das habe ich vergessen. Das macht allem ein Ende. Er darf nicht kommen.

Der General: Selbstverständlich darf er nicht kommen. Sagen Sie ihm, daß ich dieses Haus verlasse, sobald er es betritt; jeder anständige Mann und jede anständige Frau wird ein Gleiches tun.

Collins (kommt für einen Augenblick zurück, um anzukündigen): Herr Reginald, gnädige Frau. (Er zieht sich zurück, da Reginald eintritt.)

Der General, (außer sich): Himmelkreuzelement!

Reginald ist genau der Mann, wie ihn Lesbia beschrieben. Er ist körperlich abgehärtet und zähe, hastig und knabenhaft in Manieren und Sprache, und gehört zu der großen Klasse englischer Gentlemen, deren Grundbesitz von Sachverwaltern geleitet wird, die sich seit den Tagen ihrer Schulzeit intellektuell niemals weiter entwickelt haben. Er ist ein unordentlicher, rebellischer, hastiger, schmutziger, vergeßlicher, immer zu spät kommender Mensch, der offenbar die Fürsorge einer verständigen Frau nötig hätte, und niemals glücklich und anziehend genug gewesen ist, eine solche zu gewinnen. Nichtsdestoweniger ein netter Mensch, dem niemand eine Bosheit oder irgendeine böse Tat zutrauen könnte. In allem, außer an Jahren, ist er jünger als sein Bruder, der General.

Reginald, (zwischen dem General und Frau Bridgenorth vortretend): Alice, es hilft nichts. Ich kann Ediths Hochzeit nicht fernbleiben. Guten Morgen, Lesbia. Wie geht's, Boxer? (Er reicht dem General die Hand.)

Der General, (mit zermalmender Steifheit): Ich sagte Alice gerade, daß ich das Haus verlassen würde, wenn Sie es beträten, mein Herr.

Reginald: Na, ich will dich nicht zurückhalten, alter Knabe. Wenn du erst mit mein „Herr" und „Sie" anfängst, ist deine Gesellschaft nicht sonderlich angenehm.

Lesbia: Fangt doch nicht auch noch zu streiten an. Das macht die Sache nicht besser.

Frau Bridgenorth: Du hättest aber doch erst meine Antwort abwarten können, Rejjy.

Reginald: Im Brief sagt man so furchtbar leicht Nein. Willst du mir nicht gestatten, hierzubleiben.

Frau Bridgenorth: Wie kann ich? Leo kommt ja.

Reginald: Pah, sie wird nichts dagegen haben.

Der General: Nichts dagegen haben!!!

Lesbia: Sprechen Sie keinen Unsinn, Rejjy; und machen Sie, daß Sie fortkommen.

Der General, (mit beißendem Sarkasmus): In der Schule hattest du, soviel ich mich erinnere, die Theorie, daß die Frauen gern geschlagen werden möchten.

Reginald: Du bist wirklich ein nettes, ritterliches, brüderliches Schwein, das bist du .

Der General: Herr Bridgenorth: gehst du oder soll ich gehn?

Reginald: Du hoffentlich. (Er unterstützt seine Absicht zu bleiben, indem er sich ostentativ setzt.)

Der General: Alice: gibst du zu, daß ich bei Ediths Hochzeit davongejagt werde von diesem —

Lesbia: (warnend): Boxer!

Der General: — Von diesem Regreßpflichtigen? Soll er Edith verheiraten?

Frau Bridgenorth: Gewiß nicht. Reginald: du wurdest nicht aufgefordert, zu kommen; ich habe dich aber eben aufgefordert, zu gehen. Du weißt, wie lieb ich Leo habe; und du weißt, was sie empfinden würde, wenn sie jetzt hereinkäme und dich hier anträfe.

Collins (erscheint wieder im Turm): Frau Reginald, gnädige Frau.

Lesbia: Nein, nein. Bitten Sie sie zu —
Frau Bridgenorth: Oh, wie schrecklich!
Der General: Himmelkreuzelement!
} (Alle drei schreien zugleich.)

Es ist zu spät: Leo ist schon in der Küche, Collins geht hinaus, stumm eine Situation aufgebend, die er beklagt, aber nicht hat retten können.

Leo ist sehr hübsch, sehr jugendlich, sehr beweglich und daher sehr reizend für Menschen, die Jugend und Schönheit rührt, und auch für jene, die in jungen Frauen mehr oder weniger appetitliches Zuckerwerk erblicken und alte Frauen überhaupt nicht ansehen. Kühl beurteilt ist Leos Beweglichkeit viel weniger liebenswert als die Kätzchenhaftigkeit, die einer großen und frischen Vitalität entspringt. Sie ist dazu geboren, aus sich selbst und aus einem jeden, für den sie sich verantwortlich fühlt, viel Wesens zu machen; und ihre Eitelkeit ist die Ursache, daß sie solche Verantworlichkeiten geflissentlich übertreibt. Ihr ganzes Getue gilt Kleinigkeiten; aber sie gibt diesen oft große Namen, wie Kunst, göttlicher Funke, Welt, Mutterschaft, Bildung, Weltall, Schöpfer, oder irgendeinen anderen, der ihrer Einbildungskraft besonders geistig klingt. Sie besitzt eine ungewöhnliche Einbildungskraft, aber nur ein gewöhnliches Maß Begriffsvermögen und Tiefe; so daß sie Worten gegenüber immer hoch zu Roß, aber Dingen gegenüber immer im Kinderwagen sitzt. Da sie sich selbst für klug, gedankenvoll und über gewöhnliche Schwächen und Vorurteile erhaben hält, so macht sie sich in diesem Sinne, ohneweiteres mit gescheiten Männern zu schaffen, mit dem Endergebnis, daß die zuerst entzückt, dann verzweifelt und endlich gelangweilt sind. Als sie Reginald heiratete, erzählte sie ihren Freunden, daß in ihm etwas läge, das nur entwickelt zu werden brauchte. Wäre sie ein Mann in mittleren Jahren, so würde sie der Schrecken von dessen Klubs sein. Da sie eine hübsche junge Frau ist, wird ihr alles verziehen, ein Beweis für die Irrtümlichkeit des „Tout comprendre, c'est tout pardonner", denn die Sache ist vielmehr die, daß beim Verzeihen das Geheimnis ist, nichts zu verstehn.

Sie stürmt wichtigtuend, ihres eigenen Wertes voll, herein und stürzt auf Lesbia los, die viel weniger als Frau Bridgenorth geneigt ist Leo zu verziehen. Aber Leo gibt sich den Anschein besonderer Vertraulichkeit mit Lesbia, als ob sie die beiden Denker unter den Philistern wären.

Leo, (zu Lesbia, sie küssend): Guten Morgen (Zu Frau Bridgenorth kommend): Wie geht's, Alice? (weiterschreitend gegen den Kamin zu.) Warum so düster, General? (Reginald erhebt sich zwischen ihr und dem General.) Oh, Rejjy! Was wird der Staatsanwalt dazu sagen?

Reginald: Der Teufel hole den Staatsanwalt!

Leo: Unart du! ich fühle, ich muß dir wohl 'nen Kuß geben,

aber sag's niemand. (Sie küßt ihn. Die anderen können kaum ihren Augen trauen. Hast du alle deine Versprechungen gehalten?

Reginald: Ach quäl' mich nicht mit diesen . . .

Leo: Hast du sie gehalten? hast du? hast du? Hast du dir jeden Abend den Kopf mit dem Waschmittel eingerieben?

Reginald: Ja, ja. Fast jeden Abend.

Leo: Fast! Ich weiß, was das heißt. Hast du deinen Lederumschlag getragen?

General (feierlich): Leo: Verzeihen mögen ist einer der schönsten Züge der weiblichen Natur; aber es gibt Dinge, die man einem Mann nicht verzeihen darf. Wenn ein Mann eine Frau niederschlägt — (Leo lacht nnd fällt in einen Stuhl neben Frau Bridgenorth, zu ihrer Linken.)

Reginald (sardonisch): Der Mann, der seine Hand gegen seine Frau erhebt, außer um sie zärtlich zu berühren, ist nicht wert, den Namen Bridgenorth*) zu tragen. (Er setzt sich an das Ende des Tisches zunächst dem Kamin.)

Der General, gebläht: Schön; wenn Leo nichts dagegen hat, habe ich natürlich nichts mehr zu sagen. Ich meine nur, du könntest deine Frau — von der Rücksichtnahme auf die Familie abgesehen — schlagen, wenn du mit ihr allein bist und nicht in Gegenwart des Gärtners.

Reginald, am Ende seiner Geduld: Es wäre doch ganz zwecklos, seine Frau zu schlagen, wenn kein Zeuge dabei ist, der es hinterher bestätigen kann? Du glaubst doch nicht, daß ein Mann seine Frau zum Spaß schlägt, nicht? Wie hätte sie denn ihre Scheidung erlangen sollen, wenn ich sie nicht geschlagen hätte? Ein schöner Zustand das!

Der General, keuchend: Soll das vielleicht heißen, daß du deine Frau kalten Blutes geschlagen hast — nur um sie loszuwerden?

Reginald: Nein, deshalb nicht: ich schlug sie, damit sie mich los würde. Was würdest du denn tun, wenn du töricht genug wärest, eine um dreißig Jahre jüngere Frau zu heiraten und dann entdecktest, daß sie dich nicht leiden mag und in einen jungen Burschen mit einem Schwammgesicht verliebt ist ?

Leo: Das hat er nicht. In Tränen ausbrechend: Es ist abscheulich unliebenswürdig, von dir zu behaupten, daß ich dich nicht leiden mochte. Niemand hätte dich lieber haben können.

Reginald: Eine nette Art, deine Neigung zu beweisen! Ich mußte raus und das ganze Blumenbeet mit meinen eigenen Händen umgraben, um es wieder instandzusetzen. Ich mußte alle Steine daraus entfernen. Und dann beklagte sie sich noch, daß ich es nicht ordentlich gemacht hätte, weil sie einen Wurm in den Nacken gekriegt hatte. Ich mußte mit einem armen Geschöpf nach Brighton reisen. Auf der Fahrt fing sie an, sich für mich zu interessieren, und nach dem Essen habe ich Gewissensbisse bekommen wegen des Treubruches, den ich

*) Das ist eine Stelle, wie man sie immer im englischen Melodrama findet, nur daß „Brite" in Bridgenorth verwandelt ist.

beging. Ich mußte sie als Frau Reginald Bridgenorth ins Hotelbuch eintragen: Leos Name! Weißt du, was ein anständiger Mensch dabei empfindet? Was würdest du dazu sagen, wenn du vor allen Kellnern und Leuten — mit einem solchen Geschöpf am Arm, in ein Hotel gingst? Nicht daß das arme Mädchen daran Schuld gewesen wäre, natürlich nicht; sie fing bloß zu heulen an, weil ich es nicht vertragen konnte, daß sie mich berührte; und jetzt schreibt sie mir Briefe. Und dann bin ich in öffentlicher Gerichtsverhandlung wegen Roheit und auf Ehebruch geklagt worden, von Ediths Hochzeit hat Alice mich fortgewiesen, und du liest mir die Leviten, ein Junggeselle! und noch dazu ein so grüner. Was weißt du denn davon?

Der General: Soll das heißen, daß das Ganze eine abgekartete Sache zwischen euch war?

Reginald: Ja, natürlich. Die Hälfte von solchen Fällen ist abgekartet: was sollen die Leute machen? Der General legt die Hand verwirrt über die Stirn und sinkt in den Gitterstuhl Wofür hältst du mich eigentlich, daß du die Frechheit hast, all diesen Unsinn über das Schlagen Leos und mein böswilliges Verlassen um eine — eine — zu glauben! Uff! Du hättest sie sehen müssen!

Der General: Das ist mir vollkommen unfaßbar. Warum hast du es denn getan? Warum hat Leo es erlaubt?

Reginald: Frag sie!

Leo, noch in Tränen: Ich habe sicher nie geglaubt, daß es für Rejjy so schlimm sein würde. Ich bot es ihm ganz offen selbst an, ihn zu schlagen und zu hintergehen, damit er sich von mir scheiden lassen könne; aber er wollte nicht. Er sagte, dies sei der einzige Weg, das Gesetz verlange es so. Ich habe dieses abscheuliche Geschöpf nur am Tage der Gerichtsverhandlung gesehen. Wenn er sie mir nur vorher gezeigt hätte, würd ich's nie erlaubt haben.

Frau Bridgenorth: Du hast das also alles Leo zuliebe getan, Rejjy

Reginald, mit der unerträglichen Empfindung eines erlittenen Unrechts: Ich würde nicht das Geringste dagegen haben, wenn es um Leos willen geschehen wäre. Aber das tun haben müssen, um dieser Schlange mit dem Schwammgesicht Platz zu machen!

Der General springt auf: Welches Recht hatte er denn, zu verlangen, daß man ihm Platz mache? Bist du bei Sinnen? Welches Recht?

Reginald: Das Recht eines jungen Mannes, der zu einer jungen Frau paßt. Ich, in meinem Alter, hatte kein Recht, Leo zu heiraten: sie wußte nicht mehr vom Leben als ein Kind.

Leo: Ich kannte es sehr viel besser, als so ein großes Baby wie du. Ich weiß wahrhaftig nicht, was aus dir werden wird, wenn niemand auf dich acht gibt: ich liege deswegen des Nachts oft wach und denke darüber nach. Und nun hast du mich ganz unglücklich gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Wiener Romane.

Von

Willi Handl.

I.

Als vor einem Vierteljahrhundert etwa die deutsche Dichtung wieder zu starkem eigenem Leben kam, in neuen Formen bemüht, neuen Inhalt unserer Tage zum Ausdruck zu bringen, da schien es vielleicht, als ziehe der österreichische Geist gemächlich im Kielwasser der majestätischen Ausfahrt Norddeutschlands einher. Aber wenn damals, als das moderne künstlerische Gewissen erwachte, der Geist in Oesterreich langsamer zu sein schien, so zeigt er sich jetzt, da die Ergebnisse schon einigermaßen zu sichten sind, insofern reifer und zeugungskräftiger, als er sich der Erfüllung weit inniger angenähert hat und sich nun schon in großen Formen, die keinen Wunsch mehr hinter sich zurücklassen wollen, zu entfalten beginnt. Von dem Musterbild eines deutschen Dramas, das der strengere norddeutsche Geist als seine auserwählte literarische Kunstform ersehnte, sind kaum noch die Konturen und die ersten Grundzüge deutlich genug bestimmt. Aber der Roman, den das neue Oesterreich trotz aller scheindramatischen, novellistischen und skizzierenden Umwege doch immer als den besonderen Ausdruck seines Lebensrhythmus gesucht hat, — der ist da und lebt. Seine Form ist gefunden und hat sich bewährt. Sein Inhalt stand von vornherein fest; sein Inhalt ist der Kernpunkt der großen österreichischen Kultur, ihre historische Zentrale und ihr empfindlichster gegenwärtiger Gradmesser; sein Inhalt ist Wien.

In Erscheinungen von verschiedener Art und Bedeutung hat sich gerade in der jüngsten Zeit der Wiener Roman diesem Ideal seiner Erneuerung angenähert. Die Meisterschaft der Großen in der Literatur und die noch ungelenke Kraft eines Jüngeren hat sich darum bemüht. Und es ist vielleicht kein Zufall, daß der umfassendste Blick auf Wien und der vollendetste Widerklang seines lebendigen Herzschlages gerade dem jüngsten von diesen Künstlern gelungen ist. Die anderen meistern Probleme der Seele, Probleme des Denkens, Probleme der Rasse, Probleme des Rechts oder der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse. Dieser aber gibt, noch ohne die letzte Meisterschaft zwar, aber mit erstaunlicher Fülle des Lebens, ein umfängliches und inniges Abbild von Wien. Sieht man die Reihe dieser Werke von dem etwas engeren Winkel der literarischen Lokalgeschichte an, so ist „Die Haindlkinder“ von Rudolf Hans Bartsch*) unzweifelhaft der bemerkenswerteste Wiener Roman der letzten Zeit. Hier ist das volle, warme, ausgedehnte Leben der Stadt; hier ist die Lieblichkeit ihrer Landschaft

*) Bei Staackmann in Leipzig.

und die Traulichkeit ihrer Straßen; hier sind ihre Menschen, fein und schwerfällig, träumerisch und sinnlich, bieder und verschlagen, leichtsinnig und ernst, gewalttätig und empfindlich.

Denn zunächst fängt diese Erzählung, wie jedes einfache und innerlich gesicherte Dichterwerk, beim Menschen selber an und geht nur so weit aufklärend um den Menschen herum, daß es immer in der Welt der Gegenstände, immer in einer atembaren, warm durchstrahlten Atmosphäre bleibt. Und dann wieder sind die Schilderungen, die der Roman geben muß, so voll von einem ganz bestimmten und besonders abgetönten Licht, daß es scheint, als habe die Plastik der Menschen und der Dinge ihre Tiefen und ihre Erhabenheiten unmittelbar von jener sanften, zwischen klar und trüb rythmisch wechselnden Sonne empfangen, wie sie nur vom Wiener Himmel niederleuchtet. Mit einem Strahl von Licht beginnt der ganze Roman. Und überallhin, in die welligen Weiten der Landschaft und in die winkligen Gänge der Seelen, durch die Straßen der Stadt und in die Heimlichkeiten der Gefühle, wird man von diesem Lichte geleitet, das seine Stärke und seine Helle auf das allerfeinste mit der Stimmung abändert und so über die Deutlichkeit des menschlichen Lebens noch eine andere, weniger greifbare, aber um so bedeutsamere atmosphärische Lebendigkeit hinbreitet. Und darum gibt dieser Roman, dem also eine ganz besondere sublime Kraft sinnfälliger Gestaltung innewohnt, gar oft das Gefühl, als wäre er nur von einem freudig Schauenden für freudige Beschauer hingemalt; so herzinnige Lust an allem Sichtbaren, an allem, was Farbe und Linie hat, ist in ihm. Und mit diesem einen Sinn des Gesichts werden alle anderen zur schöpferisch genießenden Mitarbeit aufgerufen. Die Stimmen von Wien, sein Lärm und seine Stille, die ganze äußere Musik seines Daseins ist in diesem Buche eingefangen. Und der Duft seiner Wiesen, wie der Duft seiner Mädchen und nicht minder die seltsam eingesperrte, nach Feiertag und Vergessenheit riechende Luft in den stillen engen Gassen ist darin. Aber noch hellere Freuden erlebt der Sinn des Geschmacks; erlebt sie mit dem reizbaren, empfindlich und empfindsam genießenden Gaumen dieser Wiener. Endlich wieder ein epischer Dichter, der, sich des großen Urvaters Homer nicht schämend, die ganze Poesie des Essens begriffen und beschrieben hat! Der, von dem heiligen Respekt für die Schönheit, die Mannigfaltigkeit und die Wichtigkeit des menschlichen Körpers durchdrungen, auch das, was diesen Körper zunächst erhält und immer wieder aufbaut, mit den zärtlichen Gedanken seines Dichtergeistes zu heiligen versucht hat. Die schlichte und doch sehr kultivierte Sachlichkeit, mit der da vom Essen und Trinken, von seiner Materie, seinen Aktionen und seinen Begeisterungen die Rede ist, adelt sich selbst durch ihre stille, reine, ganz hingegebene Freudigkeit zu bedeutendem Humor. Und dieser Humor hat etwas frei Gewachsenes und Ungewolltes, sieht nicht wie absichtlich hereingebracht aus; denn er webt sich von selbst mit Nahrung, Trank und Atem unauflöslich in die Bilder dieser Menschen und ihrer Stadt ein. So entstehen, fast physiologisch, aus den greifbaren Bedingungen ihres Daseins die Typen, die nur aus dieser Erde

und unter diesem Lichte erwachsen können. Daß man sie so aufwachsen, nach ihrer heimatlichen Natur werden und sich bilden sieht, gibt diesem Buche einen ungewöhnlichen Reiz — dem eines Gartens ähnlich, der nur anstatt mit Bäumen, mit wohlgediehenen und dem Boden angestammten Menschen bestanden ist. Auf das einfachste und freieste ist damit die Erhebung des Individuums zum Typus, des Typus zum Symbol erwirkt. In diesen österreichischen Menschen lebt Oesterreich selbst, das alte und das junge, das trauernde und das strebende, das kämpfende und das träumende und nicht zuletzt das äußerst nahrhafte, das äußerst wohlgenährte, das in jedem Sinn und bei jedem Unsinn so lebensselige Oesterreich. Bei dem engen, materiellen Zusammenhange dieser Menschen mit ihrem Lande und mit ihrer Luft muß das Schicksal ihres ganzen Volkes aus ihrem persönlichen Schicksal nachklingen. Es ist eine Lust, das alte, kräftige, von der Fülle des Segens strotzende und unter schwersten Ungewißheiten schwankende Oesterreich aus diesen paar netten, ganz sacht und ehrlich aufgezeichneten Menschen so wahr und tüchtig herausschauen zu sehen, herauslachen und herausweinen zu hören.

Freilich, daß an dem Aufbau dieses herzlichen und getreuen Bildes ein paar recht junge und nicht sehr ausgearbeitete Hände geschaffen haben, ist allenthalben zu bemerken. Da gibt es Strecken gewollter seelischer Vertiefung, die schwer und einförmig hinlaufen und von dem sinnlichen Zauber des Buches fast verlassen sind. Da gibt es Breiten und Ausladungen, Störungen im Fluß, naive Gemütlichkeiten des Vortrages, die nicht jedem zu Gefallen sein können. Die Sprache vor allem, die in ihrem reichen Blühen jedem Sinn des Lesers Farbe und Frische und Saft entgegenbringt, staut sich manchmal, von Bildern und Bildungen ungewöhnlicher Art dickflüssig angefüllt, wird ihres jungen, allzu jungen Reichtums noch nicht ganz Herr, taumelt gleichsam überladen dahin. Aber das ist Jugend, Jugend, schauensselige Jugend, die im Glück des Erfassens und des Erfindens wohl einmal das Maß der Form nicht behält, es vielleicht gar mutwillig hinwirft, weil sie im Formlosen sich selbst viel jauchzender und freier hergeben zu können meint. Einem Werk, das soviel Kunst und soviel Wahrheit umschlossen hält, mag solches Ueppigtun noch recht wohl anstehen. Nein, daß der junge Dichter sich hier noch nicht als aller epischen Gestaltung Meister verkündet, wird ihm keiner anrechnen, der Herz genug hat, sich an der Lust und Kraft, mit der er hier seine lieben, sonnigen, lebenerfüllten Welten offenbart, nach Gebühr zu freuen.

Wohlverdiente Lobrede auf den unglaublichen Aufstieg Italiens, von dem alle Zeitungen und Rednerlippen des Landes triefen. Auseinandergesetzt und bewiesen an Florentiner Beispielen.

Von Arthur Bonus.

Schon von weitem verkündigt die intensive Vertonung elektrischer Kurven, dergleichen die Alten nicht ahnten, daß eine neue Zeit auch für dieses im Banne einer überschätzten alten Kultur bisher unwürdig festgehaltene Land angebrochen ist. Besonders seitdem die neuen Linien der Straßenbahnen festgestellt sind, auf denen die gewaltigen Kasten, welche die moderne Entwicklung repräsentieren, sich siegreich und überlegen durch die engen altertümlichen Gassen schleudern. Das ganze weite Arnotal widerhallt von der erhebenden Siegesfanfare der Moderne, die Mark und Bein mit ihrer stolzen Stimme durchschneidet und erschüttert.

Von den Bergen zu den Hügeln
Niederab das Tal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sichs wie Gesang.
Goethe.

Noch vor vierzig Jahren schrieb Taine in sein Italienbuch*), in Florenz bestehe die alte Stadt des 15. Jahrhunderts und bilde noch den Körper der Stadt. Sie habe sich mit der Gegenwart in Einklang gesetzt. Das väterliche Regiment der deutschen Großherzöge habe die prunkvolle Regierung der italienischen Großherzöge weitergeführt; Florenz sei eine kleine Oase in Italien gewesen, man habe es „gli felicissimi stati" genannt; und man habe darin gebaut wie ehemals, — das heißt doch, wenn man es aus der ästhetisierenden in die moderne wirtschaftliche Sprache übersetzt, daß Florenz eben nicht im Aufstieg war, sondern durch seine Vergangenheit festgehalten wurde.

Schon in den Vorstädten sieht man, wie es sich heute endlich von diesem Fluch der Vergangenheit mit Gewalt losreißt.

Was den Florentiner Stil von jeher und auch zur Zeit seiner Blüte zur Rückständigkeit verurteilt hatte; daß ihn die richtige Renaissance, wie Burckhardt sie feiert, der Stil der energischen Betonungen und Gliederungen, nie ganz erfaßt hat, daß er eigentlich immer Mauern gebaut hat, in denen die Fenster blieben, was sie wohl von Natur, aber doch nicht in einer bewußten Kunst sind: Löcher für Licht und Luft in die Wand hineingeschnitten, ohne Schals oben, Brüstungen unten, und Pfeiler zu beiden Seiten, — das wird nun endlich aufhören.

Man stellt neuerdings die wunderschönsten, echt imitierten Renaissance-Ornamente fabrikmäßig so billig her, daß auch der einfachste Mann sein Haus mit ihnen verzieren kann. Hier in den neuen Vorstädten kommen denn auch Stellen vor, die fast Berlinisch anmuten, wenn man diese Bezeichnung in einem gemäßigten Sinn nehmen will. Ganze Straßen wie mit dem Metermaß abgemessen, drei Fenster oben, zwei unten, dazwischen die Tür; kein Fenster oder Schnörkel so, daß man denken könnte, nichts als das natürliche Bedürfnis eines vielgliedrigen Haushalts habe es an dieser Stelle erfordert; vielmehr ist überall sofort zu bemerken, daß das Auge der Kunst, und zwar moderner — worunter ich natürlich die wissenschaftlich geläuterte und zum Residenzstil erhöhte Renaissance meine — darüber gewacht und von sich aus das Ganze gegliedert, betont und geschmückt hat. Dazu geeigneten Orts edelst empfundene Stuckrustika, an den Hauskanten in die Form von riesigen Quadersteinen auseinandergestrichen.

Schaut man rückwärts auf die Höhen, die die Stadt umgeben, so sieht man, wie auch da es sich belebt.

Wie langweilig lag bisher der Berg von Fiesole in den eintönigen Längslinien der alten, niedrigen Landhäuser und Mauern. Wie ein Frauenkopf im goldenen Stirnreif, sagten die Romantiker. Ueber der Villa, in welcher der Dekamerone erzählt wurde, und deren unmoderne Architektur man durch Bemalung mit Möbelarabesken in der

*) Taines Reise nach Italien (Leipzig 1904) II, S. 63 ff.

glücklichsten Weise paralysiert hat, erhebt sich jetzt ein kollossales gelbes Viereck. Vittorio Emanuele I. soll es für eine seiner Damen errichtet haben. Von der modernen Anschauung ausgehend, daß das Hohe auf die Höhen, das Niedrige ins Niedrige gehört, setzte er den Palazzo Strozzi, der unten in der Enge der Gassen zu keiner freien Wirkung kommen kann, in beherrschender Pose auf den Berg. Der „Palazzo Strozzi in Dreck" nennen die Unzufriedenen das stolze Schloß. Sie sollten sich lieber darüber freuen, wie auch hier, fern von Berlin, freundliche Fürsorge von oben mit gutem Beispiel läuternd vorangeht.

In demselben feinfühligen Takt für modernes Kunstgefühl, hat man den für die Riesenwand des Palazzo Vecchio entworfenen David Michel Angelos aus seiner Bedrängnis erlöst und ihm einen eigenen großen und weiten Platz auf den Höhen gegeben; nach den vier Himmelsrichtungen hin Nacht und Tag, Morgen und Abend aus den Medizeergräbern ihm anlagernd. Wie sinnig! und architektonisch, wie ganz im modernen Denkmalsgeschmack gedacht! Selbst die Siegesallee und der Stern in Berlin haben nichts Sinnvolleres hingestellt.

Wendet man sich wieder der Stadt selbst zu, so sieht man, daß auch ihr Profil sich verbessert.

Zwischen den rohen Burgtürmen aus der ganz alten vormediceischen Zeit, dem des Palazzo Vecchio und des Bargello, zwischen dem dünnen Campanile der alten Franziskaner Volkskirche Santa Croce und dem albern bunten Giottoturm am Dom erhebt sich seit langer Zeit zum ersten Male ein Denkmal aufgeklärten Geschmacks, der Turm der modernen Synagoge, auf die Florenz mit vielem Rechte stolz ist. Er scheint die Kuppel des Brunneleschi und von San Lorenzo gleichzeitig beschämen und auslachen zu wollen. Um dieses Umstandes willen muten die Neider den nicht wenigen reichen Israeliten, die über Florenz wohnen, allen Ernstes zu, im Sinne einer Kulturtat diesen „Spargel abzustechen".

Das ist jenes selbe mit den wichtigsten, wirtschaftlichen Werten leichtfertig umspringende Asthetentum, welches meint, Venedig solle eine Lagunenstadt bleiben, nur damit ein fortschrittfeindlicher Geschmack sich daran freuen dürfe!

Inzwischen schreitet Florenz von einer wirklichen Kulturtat zur anderen.

Nicht nur, daß es den alten Ghetto abtrug; es ließ bei der Gelegenheit auch die altersgrauen, niedrigen Kolonnaden verschwinden und errichtete an ihrer Stelle einen modernen Prunkplatz, den anerkannten Lieblingsplatz der Fremden, mit dem tönenden Namen und Standbild Vittorio Emanueles. Die vornehmsten Cafés und Tearooms liegen dort.

Aber auch in öffentlich, direkt zum Ruhm der Stadt und zur Belehrung der künftigen Geschlechter aufgestellten Denkmälern verkündigt man die moderne Kunstauffassung im Sinn des Residenzstils.

Wie roh, ungegliedert und unlebendig steht der San Giorgio Donatellos in der Wandnische von Or San Michele! Geht man ein paar Schritte weiter, so sieht man aus einer Nische des alten Hallengebäudes des Mercato nuovo seine künstlerische Ueberwindung hervorspringen, den Michele di Lando eines neueren Bildners. Wenn man aus den bluttriefenden Schilderungen Macchiavellis kommt, so kann man sich nicht genug der geläuterten Kunst selig sprechen, mit der hier der Held in der graziösesten Sturmstellung, die man erdenken kann, seine Fahne schwingt.

Indessen alle diese Verdienste sind gering gegen die geradezu geniale Behandlung, durch die man die alte Kunst, soweit sie in Florenz noch öffentlich spukt, unschädlich zu machen begonnen hat.

Ich bin natürlich gebildet genug, um die historische Bedeutung jener Kunstentwicklung zu kennen und zu würdigen. Ich studiere sie in Büchern und Museen, kaufe mir sogar Photographien und weiß mehr oder weniger geistreich über sie zu sprechen. So bin ich auch sehr zufrieden, daß die Florentiner ihre alten Meister endlich in wahrhaft moderner Weise zu ehren beginnen, indem sie die neuen Straßen nach ihnen benennen; sie sollten noch einen Schritt weiter gehen und nach dem Dresdener Vorbild Tafeln mit den Jahreszahlen der Meister unter die betreffenden Straßenschilder anbringen. Das alles ist durchaus im Sinn unserer wissenschaftlichen Kultur.

Aber es ist offenbar etwas anderes, ob man einen Löwen zur wissenschaftlichen Belehrung im Zoologischen Garten hält, oder ob man ihn lebendig durch die Straßen rennen läßt!

So kann man nichts dagegen haben, daß die alte Kunst zum warnenden Exempel oder auch zur ermutigenden Belehrung darüber, wie weit wir es inzwischen gebracht haben, in Museen und sonstigen Kunstherbarien aufgestellt wird.

Auch daß man bei gegebenem Anlaß einmal eine alte Burg oder Kirche neu herstellt und dabei zeigt, wie nach wissenschaftlich geläutertem Geschmack jene alte Kunst, wenn nicht war, so doch hätte sein sollen (vergleiche Hohkönigsburg und Heidelberg), ist nur im besten modernen Sinn: Anschauungsbeispiele, in denen systematisch, auf verständige Regeln und in beglückende Harmonie gebracht ist, was das wirkliche alte Leben den primitiven Zuständen entsprechend nur mit häßlichen Zufälligkeiten und Notwendigkeiten gestört auftischte. Man vergleiche in diesem Sinn die wohlausgerechneten neuen Fassaden des Florentiner Doms und von Santa Croce, mit den wilden und phantastischen alten Fassaden, zum Beispiel der von Santa Maria Novella.

Das Schlimmste von dieser Seite her ist indessen das Innere dieser alten Gebäude. Hier ist unsere wissenschaftliche Kultur geradezu in eine Art schwer aufzulösenden Selbstwiderspruch geraten. Die Renaissanceaufklärung war konsequenter und mutiger. Sie tünschte die rohe Buntheit der alten Fresken einfach weiß oder grau zu und malte ihre neue Architektur darüber oder mauerte die herrlichen von allen Fremden und Bädekern bewunderten Denkmäler mit überlebensgroßen Italia- und anderen idealen Figuren hinein.

Die wissenschaftlich strengere neue Zeit kann sich Derartiges nicht mehr erlauben; sie hat die Tünche wieder abgerieben und das bunte Zeug ans Licht der Wissenschaft gebracht. Leider nicht bloß an das der Wissenschaft, sondern auch des Tages und des Lebens; und das ist das Unzuträgliche: der Löwe auf der Straße!

Man hat sich vielfach damit geholfen, daß man diese alten Fresken abhob, und in die Museen überführte. Dies ist natürlich der einzig richtige und deshalb auch mit Recht beliebte Weg. Nur in den Museen ist der Zweck, den diese Altertümer für uns noch haben können, gesichert und ihre ursprüngliche Lebenswirkung abgetötet.

Leider läßt es sich nicht mit allem machen.

In dieser Verlegenheit hat man hier in Florenz einen wahrhaft genial zu nennenden Ausweg gefunden, durch den man die alten Sachen nicht nur erhalten und doch ihrer verwirrenden oder verführenden Kraft berauben, sondern auch geradezu in positive Abschreckungsbeispiele umwandeln konnte.

Was die Romantiker an den alten Fresken entzückte, das war neben der edlen Haltung (womit sie das absolute Unvermögen der Alten meinten, eine wirklich bewegte Figur hinzustellen), die ihrer Meinung nach später nicht wieder erreichte Zartheit und Diskretion der Farben. Es ist nun, wissenschaftlich betrachtet, selbstverständlich, daß davon nicht die Rede sein kann.

Für unsere wissenschaftliche Weltanschauung bewegt sich die Entwicklung ununterbrochen und ohne Abschweife aufwärts.

Jene uns überlegene Zartheit und Diskretion kann also nur eine Täuschung sein, und es ist klar und deutlich genug, daß es allerdings an dem ist, und daß, was jene meinen, nichts anderes ist, als die höchst zufällige Patina, die die Zeit über diese alten Fresken gebreitet hat.

Hält man sich diese Einsicht gegenwärtig, weiß man vorweg, daß jene Feinheit Täuschung sein m u ß, so ist der Weg zur Lösung der Täuschung gegeben.

Man hält sich an diejenigen Stellen, an denen die vom Maler verwandten Farben am härtesten und ungedämpftesten zu erkennen sind, und legt die so festgestellten echten Farben über die ganze entsprechende Partie. Man verfolgt die Grenzen der Farben und stellt sie rein hin. Man stellt die vom Maler gewollten Umrißlinien der Nase, des Mundes und der Augen fest und zieht sie stark nach, wie man es für jene primitive Zeit voraussetzen muß.

Damit hat man die wirkliche und echte, alte Malerei wissenschaftlich genau hergestellt und zugleich auch den Ungläubigsten ad oculos demonstriert,

wie roh und gemein diese alten Maler in Wirklichkeit gewesen sind.

In der Capella Bardi kann mans für Giotto, in dem großen Tafelbild der Akademie für Fra Angelico studieren.

Diese neue Restaurierungskunst harmonisiert auf das Glücklichste mit den auf anderen Gebieten gemachten Versuchen, die alte Zeit in ihrer wirklichen Ungenügendheit ermutigend aufzudecken (vergleiche zum Beispiel Flauberts Salammbo und Johannes!) und sie macht sich von Florenz aus auf, auch das übrige Italien des Mittelalters umzubeweisen.

Bis in die Unterkirche von Assisi hinein, hat sie erfreulicher Weise ihre überzeugende Kraft wenigstens in Anfängen geltend gemacht.

Das ist im höchsten Maße wichtig; denn wer einen Tropfen romantischen Blutes in seinen modernen Adern hatte, dem konnte er in Assisi in Gährung geraten. In Assisi am ersten konnte man an der Ueberlegenheit der modernen Kultur irre werden. Assisi widerlegen heißt fast die alte Kultur selbst widerlegen.

So kann man klopfenden Herzens erwarten, daß von Florenz aus der Fortschritt ganz Italien glorreich ergreift, daß Florenz noch einmal die Führerin zu einer neuen und in ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit endgültigen Renaissance wird.

Und wie wird der neue, in Berlin bisher am vollkommensten und vorbildlichsten herausgekommene Renaissance-Residenzstil sich mächtig erweisen können, wenn er nicht mehr bloß eine Stadt umzuwandeln bekommt, die auf ein bischen Schlüter und Schinkel stolz ist, sondern eine, die von Cimabue bis Michel Angelo träumen darf!

Italien ist im Aufstieg. Und vor dem elektrischen Licht der modernflorentiner Aufklärung muß das finstere Mittelalter ein zweites Mal und für immer weichen.

Rundschau.

Finanzpolitisches.

Von Pluto.

Mäßigkeit im Glück ist eine seltene Eigenschaft und die noch am seltensten an der Börse fortkommt! Diesmal hatte aber unsere Aufwärtsbewegung bereits den ersten Ruhepunkt benutzt, um ihr Temperament ziemlich nachhaltig zu zügeln. Vielleicht haben hierbei die so allmächtigen Kommissionsbanken ein Wort mitgeredet, welche eher eine lange Liebe zu ihren Papieren wünschen, als eine heftige Leidenschaft, die naturgemäß immer wieder verfliegen muß. Unsere Hochfinanz hat keine Hitze mehr nötig, sondern möchte etwas Gutes in Ruhe schmausen. Immerhin hat die Spekulation auch einige ernüchternde Momente erlebt. Sie nahm die enormen Käufe in Diskonto-Kommandit als den Ausdruck der plötzlich so überaus günstig gewordenen Allgemeintendenz an. Es war aber vor allem ein von seinen Pariser Freunden eilig unterrichteter Berliner Bankier, der die Situation ausnützen konnte. Also nur eine Klärung ehemals berühmter Komplikationen, nach nahezu zwanzig Jahren! Hätten die Herren von der Discontogesellschaft nur nicht den unseligen Einfall gehabt, jene Pariser Meldung sofort zu widerrufen! Das Dementi hatte anfangs kurze Beine, von einer Bank dieses Ranges erträgt das Publikum so etwas niemals ohne eine Art moralischer Depression. Ernüchternd wirkten ferner auch die Wiener Versuche, unsern Markt nun sogleich wieder in österreichische Eisenbahnaktien hineinzulocken. Dieses Wien, dessen Schwäche den deutschen Börsen seit Monaten so viel zu schaffen gemacht hatte, sollte uns wirklich glauben machen, daß Staatsbahn und Lombarden nunmehr rasch verstaatlicht würden? Wie von selbst wurde die Verstimmung hierüber zur Warnung, sich von fremden, unkontrollierbaren Elementen nicht so leicht schieben zu lassen. Auffallend ist nur die erst nachträglich stärker hervortretende Kaufneigung für Montanwerte, von denen sogar Gelsenkirchen nicht ausgenommen waren. Viele wiesen auf notwendige

Deckungen hin, Erfahrene deuteten auf kluge Kursverschönerungen. Denn ein so großer Geldbedarf, wie ihn Gelsenkirchen doch selbst offenbart hat, wird nicht erst warten, bis das Reich seine 300 Millionen und Preußen seine 500 Millionen dem Markt entnommen hat. Wie soll aber ein Prospekt aussehen, falls die Aktien des betreffenden Unternehmens die einzigen gewesen wären, die von der neuen Hausseperiode nichts profitiert hätten? Das geht einfach nicht! Ob jene 800 Millionen sich schon bald des deutschen Kapitalistenpublikums erbarmen werden? Weder die Politiker, noch die Bankdirektoren wissen es bis heute. Naht aber dieser Moment, so beginnt wohl die Börse unter einem andern Zeichen zu stehen. Jedenfalls läßt das in Hinblick auf die Feiertage eingeschränkte Geschäft an der grundfesten Tendenz nicht im mindesten deuteln.

* * *

Berlinerisch oder Pariserisch? Diese Frage scheint bezüglich eines sehr bedeutenden städtischen Unternehmens in der französischen Hauptstadt erst jetzt nach langen, langen Jahren gelöst zu werden. Hätte die dortige Druckluftgesellschaft (Popp) wirklich zu der Licht- und Kraftversorgung entwickelt werden können, wie sie zunächst Oppenheim in Köln erhofft hatte, sodann in der Hauptsache die Discontogellschaft und in deren Schlepptau die Norddeutsche Bank in Hamburg (wahrscheinlich weil diese eine erste hanseatische Handelsbank war?), so würden die nationalen Geister an der Seine sehr rasch nach einer Französierung gerufen haben. Denn nicht zu vergessen: jene ganzen, nach Anlage und Finanzierung so großartigen Betriebe setzten gerade zu einer Zeit ein, als Chauvinismus und Revanchetraum dort am stärksten gärten und den verschiedenen Führern dabei kein Mittel zu schlecht war. Statt dessen geriet das Unternehmen ziemlich bald in einen solchen Sumpf, daß nicht einmal der merkwürdigerweise Gläubigste hierbei: Herr von Hansemann, schließlich noch Zutrauen zu Victor Popp haben durfte. D. h. Herr von Hansemann ist der — geschäftlich Gläubigste gewesen, während in technischer Hinsicht kein Geringerer als Professor Riedler hier als Stab und Stütze diente. Ohne diese Autorität, deren eindringliche Untersuchungen, sowie auch glänzende rednerische Führung, wäre der Irrtum niemals zu der schwer kostspieligen Tat geworden, der Elektrizität, noch rasch vor ihrem Aufblühen einen siegreichen Vorsprung abgewinnen zu wollen Als dann Zweifel und Depression in den Pariser Depeschen sich immer mehr häuften, schwankten Diskonto-Kommandit lange genug „auf Popp" wie dies Jahre vorher auf „Schmidtmann" gang und gäbe war. So hieß bekanntlich der Vorbesitzer der Aschersleben er Kaliwerke, deren Schächte ab und zu ersoffen. Nur daß man jetzt in Paris auch noch mit einem Manne zu tun hatte, der weit über die Grenzen seines rein sachlichen Zusammenbruches hinaus, wohl auch noch persönliche Unzuverlässigkeit zeigte. Die allmählige Wertsteigerung der Société d'air comprimé kann nur mit ihrem gleichzeitigen elekrischen Betrieb zusammenhängen, da gleich anfangs ihr Secteur in Clichy als der bestrentierende zu Paris galt. Trotzdem konnten alle früheren Verkaufsverhandlungen mit der dortigen Gas-Compagnie zu keinem Ziele führen. Bares Geld käme sicher alsdann herein, allein die für M. 17 Millionen Aktien zu 145 (an die gleichzeitige größere schwebende Schuld denkt wohl Niemand mehr!) würden sich derartig verteilen, daß, wenn die Discontogesellschaft die neue Friedensaera zu einer Kapitalsvermehrung benutzt, man ihr just den evtl. Rückfluß aus Paris kaum entgegen halten kann. Uebrigens konnte man damals noch Aktien emittieren, ohne das betreffende Unternehmen einige Jahre hindurch auf Solidität und Gewinnertrag geprüft zu haben. Indessen die Traditionen des Berliner Großinstituts, vielleicht auch einige Erfahrungen, ließen Herrn v. Hansemann glücklicherweise an eine solche Heranziehung des Publikums garnicht denken.

* * *

Das erste Beruhigungsmittel haben unsere Großbanken jetzt angewendet. Sie publizierten ihre Zweimonatbilanzen und sind damit den Gegnern, oder den Neidern ihrer immensen Depositen zuvorgekommen. Da nun der Kampf auf diesem Gebiete, unterstützt von agitatorischen Politikern, längst die sachlichen Grenzen überschritten hatte, sind diese Herren nunmehr auch gezwungen, jene Maßnahme der Banken als ihr persönliches Verdienst hinzustellen. Damit müssen sie aber auch diese ganze neue Methode als einen Fortschritt ausmalen, der er doch wohl kaum ist. Wenigstens nach der alten Erfahrung, daß eine halbe Sache schlimmer als gar keine

wirkt! Welche Daten überzeugen denn jetzt den Leser von der völligen Deckung der Depositen, oder auch Creditoren? Doch nur Gesamtzahlen, die auch alle übrigen Engagements, also weit schwankendere, weil langfristigere, umfassen. Im äußersten Falle hat eine Hypothekenbank keine anderen Schulden, als ihre Pfandbriefe — darf keine anderen haben. Indessen Creditinstitute können — freilich immer nur den äußersten Fall angenommen — einen Berg von Verpflichtungen eingehen, unter denen dann die verzinslichen Depositen nach Gesetz und Recht den durchaus gleichen Rang annehmen. Nur sobald dieses Gebiet einen so immensen Umfang wie z. B. bei der Deutschen Bank erreicht hat und die Direktion noch als solide gilt, werden allmählich auch die Kreditgeschäfte nach der Größe der Depositen vielleicht eingeschränkt werden. Sonst aber geben derartige Ausweise über 60 Tage durchaus unrichtige Begriffe, vor allem, weil dabei rein zahlenmäßig vorgegangen wird, während die großen moralischen Verantwortlichkeiten natürlich fehlen. Letztere wurzeln, wie hier schon im August vorigen Jahres eingehend ausgeführt wurde, in der engen Zusammengehörigkeit mit allerersten Provinzbanken, die sich auch einmal ihrer Berliner Kontrolle gründlich entziehen könnten. Diese Provinzbanken mit einem ebenfalls höchst ausgedehnten Depositenverkehr haben einstweilen noch keine so kurzen Bilanzen veröffentlicht. Tun sie es aber, so vergessen sie sicherlich den Zinsfuß beizufügen, den sie z. B. für Gelder mit einer nur jährlichen Kündigungsfrist anbieten. Bei 4% kann man dann allerdings schon viele Millionen bei sich einfliessen sehen.

* * *

Ein Staat der seine Gläubiger sucht, ist wohl sehr selten. Das hat aber diesmal sogar die Türkei getan, die doch unter einer sehr guten Fremdenverwaltung steht; wenigstens bisher, als der Ostrumelische Tribut und die Orientbahnen noch keinen Zwiespalt zwischen Diplomatie und Finanz zu entzünden brauchten. Schauspieler, die einen schmeichelhaften Ruf an eine größere Bühne erhalten, pflegen dann zuweilen in der Zeitung ihre Herren Kreditoren zur Anmeldung aufzufordern, was aber weder bares Geld, noch etwa gar volle Zahlung zu bedeuten braucht. Die Pforte aber muß eigentlich doch ihre sämtlichen Gläubiger aufgeschrieben haben, die also zu befriedigen wären, sobald sie drängen, oder solider, sobald ihre Forderungen fällig werden. Vielleicht stellt jedoch dieser ganz neue Schritt eine gute türkische Absicht dar, nämlich mit jenem innern Schlendrian aufzuräumen, der neben dem so strengen äußeren Schuldendienst ruhig dahinzog. Besonders Beamte und zwar keineswegs solche, die bloße Pfründen inne hatten, sind wohl ziemlich regelmäßig unbezahlt geblieben, was die angemeldete Summe von 12 Millionen Pfund jedenfalls komplettieren half. Natürlich wäre es wirtschaftlicher, wenn jetzt, wo am Bosporus eine Fülle moderner Geschäfte über den Kopf des so barocken Sultans hinweg vorbereitet wird, auch die ewigen Geldkalamitäten der Machthaber endlich aufhören würden. Namentlich scheinen es die Franzosen zu sein, welche die neue Zeit zur Abwickelung langjähriger, verzwickter und oftmals wohl auch fragwürdiger Geschäfte gründlich ausbeuten wollten. Sie pflegen dabei auch an ihren Diplomaten Verfechter zu finden, wie sie die Botschafter Englands oder Deutschlands nur selten vorstellen.

Geschäftspsychologie in der Politik.

Von Franz.

Der Käufer pflegt die Ware zu tadeln, die er kaufen will.

Er pflegt sogar auch noch die gekaufte Ware zu tadeln. Ja, man kann sagen, er pflegt sie um so mehr zu tadeln, als er glaubt, ein gutes Geschäft gemacht zu haben.

Es ist, als wollte er sich davor schützen, daß der Kaufmann ein Recht daraus herleite, ein anderes Mal aufzuschlagen. Er möchte dem Kaufmann womöglich die Ueberzeugung beibringen, daß er beim nächsten Handel ein Unrecht gut zu machen habe an seinem Kunden.

In der Politik kommen ähnliche Situationen vor.

Ohne diese psychologische Erwägung wäre das Siegesgeschrei nicht zu verstehen, das die Ententemächte im Namen ihres Gegners anstimmen.

„Oesterreich hat gesiegt!“ — „Das kann Rußland nie verzeihen!“ — „Man sieht wieder mal, daß Gewalt vor Recht geht!“ —

In Wahrheit hat niemand gesiegt;

nur, die Ententemächte haben ein vorzügliches Geschäft gemacht. Das gilt es zu verschleiern und durch ein moralisches Recht auf Rache zu verstärken.

England hat in aller Stille die Zeit benutzt, um drei hinterindische Provinzen einzustecken, und — woran ihm mehr liegen wird — einen dauernden Kriegsherd auf dem Festland geschaffen, oder doch die begründete Hoffnung darauf.

Frankreich hat einen günstigen Marokkovertrag gefischt.

Rußland hat die Revolutionierung der österreichischen Slawen ein gut Stück weiter gefördert.

Italien hat seine Politik vervollkommnet, mit der einen Seite verbündet zu sein und sich die andere zu verpflichten. Eine Politik, die vielleicht doch zu pfiffig ist, um klug zu sein.

Die Türkei hat für ein längst verlorenes Land ein halbverlorenes zurück- und noch eine Menge Geld dazu gekriegt.

Und selbst die Kleinkinderstaaten haben reichlich das genossen, was ihnen gewiß am wertvollsten ist, ungestraft und sogar unter der Bewunderung von Halb-Europa mit dem Säbel und mit dem Maule rasseln zu dürfen.

Oesterreich selbst hat für eine Unmasse Geld und Unannehmlichkeiten einen Titel errungen, und ein Stück Land verloren.

Es ist nicht mehr als recht, daß sich die allgemeine Wut gegen den Verlierer richtet. Das ist auch sonst im Leben so.

Doch ja, es ist ihm die Ehre des Sieges zugesprochen worden. Und Ehre ist teuer.

Der Syndikalismus in Frankreich.

Von Otto Corbach.

Noch vor kurzem glaubte der „Vorwärts“ feststellen zu können, der syndikalistische antiparlamentarische Revolutionismus sei in Frankreich seit dem üblen Ausgange der Aufstände bei Draveil und Villeneuve-Saint George im Schwinden begriffen und auch der französische Sozialismus werde bald von solchen gefährlichen Auswüchsen befreit sein. Das war ein Irrtum. Der französische Syndikalismus änderte nur seine Taktik, gewann aber an Einfluß. Daß heute mehr als je ein günstiger Wind seine Segel schwellt, lehrte der Pariser Poststreik. Noch vor einigen Jahren glaubte die französische Regierung dem Syndikalismus dadurch entgegenwirken zu können, daß sie überall die Kostgänger des Staates durch Schaffung immer neuer kleiner Beamtenstellen vermehrte. Man glaubte, daß Leute, deren Existenz ganz vom Staate abhängt, diesem auch mit ganzer Seele und aus allen Kräften dienen würden, daß es also deren nie genug geben könne. Seit einiger Zeit findet aber gerade in der Beamtenschaft der Syndikalismus immer mehr Anhang. Trotz aller Abwehrmaßnahmen der Regierung, die die Syndikalisten schon zu sehr fürchtet, um ihnen gegenüber mit Schärfe vorzugehen und selbst gegenüber offenbaren Gesetzwidrigkeiten ein Auge zudrückt. Erschreckend ist z. B. die große Zahl der Lehrer, die sich schon zu der neuen Lehre bekennen und sich nicht scheuen, sie in die Herzen der Jugend einzupflanzen: „Ils propagent l'enseignement socialiste“, klagte kürzlich ein französisches Blatt, „ils nous propagent des générations sans idéal et sans discipline; ils corrompent; ils tuent l'âme de la nation“. Es mag dahingestellt bleiben, ob die französischen Post-, Telephon- und Telegraphenbeamten von der Confédération Général du Travail beeinflußt waren, ob eine größere oder geringere Anzahl von ihnen im geheimen syndikalistisch gesinnt ist; jedenfalls war das Verfahren der Streikenden syndikalistisch. Durch ihre Erfahrungen mit den Parteien waren sie zu der syndikalistischen Auffassung gekommen, daß sie durch das Parlament nichts erreichen könnten. Deshalb gingen sie antiparlamentarisch vor, und sie hatten dann nicht nur die Regierung, sondern auch das Parlament als solches gegen sich. Auch die Parteien der Linken waren sich darüber schlüssig geworden, daß die Kammer den Streik der Beamten nicht dulden solle. Der Kampf galt nicht dem Kapitalismus in erster Linie, sondern der politischen Gesellschaft, dem Staate. Die Streikenden wollten nur einen Minister über sich dulden, der sich ihrem Kollektivwillen fügte. Es war ihnen weniger um wirtschaftliche Freiheit, als um größere persönliche Freiheit, im allgemeinen we-

niger um materielle, als um ideelle Vorteile zu tun; auch das war nicht syndikalistisch. Nirgends herrschte daher mehr Jubel über die Wirkung des Streiks als im Lager der Syndikalisten. Yvetot, einer der extremsten revolutionären Führer der französischen Arbeiter, hob in seinem Organ: „La révolution" triumphierend hervor, daß trotz der Wahl eines Reformers als Generalsekretär des Allgemeinen Arbeiterbundes „alles gut" stehe. Er deutete an, das Schweigen der leitenden Gruppe des revolutionären Syndikalismus verberge die endgültigen Vorbereitungen für den entscheidenden Kampf gegen die Gesellschaft.

Im Pariser Poststreik haben nach allgemeinem Urteil die Streikenden gesiegt. Die Bestimmungen über die Beförderung sind in ihrem Sinne abgeändert. Minister Barthou will die Streikenden künftig jederzeit empfangen, um etwaige Beanstandungen und Wünsche mit ihnen zu besprechen. Clemenceau hat ihnen Straffreiheit in Aussicht gestellt. Die Amtsniederlegung des Unterstaatssekretärs Simyan setzten sie zwar im Augenblick nicht durch, aber dieser war schon vorher, wie sich ein Abgeordneter in der Kammer treffend ausdrückte, „nur noch ein Kadaver". Dieser Sieg mußte um so auffallender wirken, als Clemenceau zu Beginn des Streiks das stolze Wort gesprochen hatte: „Sie wollen den Krieg, nun gut, sie sollen ihn haben. „Alle andern Beamten", schreibt der „Temps", werden jetzt bald ihre Wünsche in gleich drohender Form geltend machen; was wir eben erlebten, war nur der Anfang.

Das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie entwickelt einen auffälligen Eifer darin, die Fortschritte des Syndikalismus in Frankreich zu übersehen. Das erklärt sich einfach dadurch, daß der Marxismus im Syndikalismus seinen gefährlichsten Wettbewerber sehen muß. Man stelle sich einmal vor, welche Ebbe in der sozialdemokratischen Parteikasse eintreten müßte, wenn infolge syndikalistischer Lehren in den Kreisen der Genossen die Auffassung um sich griffe, daß es, um die neue Gesellschaftsordnung herbeizuführen, neben der gewerkschaftlichen einer politischen Organisation gar nicht bedürfe. Man sollte die Zugkraft der syndikalistischen Ideen nicht unterschätzen. Selbst Werner Sombart, der von allen bürgerlichen Nationalökonomen am stärksten von Marx beeinflußt ist, hebt „als ein großes Verdienst der syndikalistischen Theoretiker" hervor, „daß sie in die Schäden unserer Kultur zweifellos tiefer hineinleuchten als irgendeine andere sozialistische Doktrin". Mit Recht, meint er, verspotteten sie „den parlamentarischen Aberglauben, vermöge dessen man wähnt, daß Gesetze die Wunderkraft haben, neue soziale Kräfte zu schaffen" und „die Vorstellung von der magischen Wirkung der Regierungsgewalt". Auch gefällt Sombart an der syndikalistischen Theorie, daß sie den Hauptnachdruck auf die Erfüllung der psychologischen und ethischen Vorbedingungen der neuen Gesellschaft legt, daß sie immer wieder betont, die lebenden Menschen müßten die technischen und moralischen Eigenschaften oder wenigstens die Keime dazu besitzen, die nötig sind, um ein ganz neues Produktionssystem einzuführen. Freilich ist Sombart der letzte, der die Praxis des Syndikalismus zu billigen vermöchte. Er steht dieser Lehre gegenüber, wie Schiller den Lehren der französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts: als ästhetischer Betrachter. Als Schiller sah, wie in der französischen Revolution versucht wurde, die „Menschenrechte" durchzusetzen, faßte ihn Entsetzen. Für ein Volk, das sich selbst befreit, konnte er sich nie wieder, wie früher als er den „Tell" dichtete, begeistern.

Ob moderne Hand- oder Kopfarbeiter leicht dahin gebracht werden könnten, die „psychologisch-ethischen Vorbedingungen" für eine neue sozialistische Gesellschaftsordnung zu erfüllen, darf man allerdings mit Sombart stark bezweifeln. Im französischen Beamtentum ist der Glaube an den Staat rasch im Schwinden begriffen. Im eigentlichen Bürgertum ist dieser Glaube schon längst dem kirchlichen ins Nichts nachgeschickt worden. Das, was Montesquien die Tugend in der Republik nennt, ist dahin; das ganze religiöse, ethische Fundament der politischen Gesellschaft ist unterwühlt. Das republikanische Staatsgebäude kann unter solchen Umständen früher oder später in sich zusammenbrechen; ob aber aus seinen Trümmern eine neue bessere Demokratie oder eine Diktatur hervorgehen wird, das ist die Frage.

Madame Magdeleine.

Von Eberhard Buchner.

Die Hypnose der Magdeleine ist zweifellos echt. Ihre Kunst dagegen ist, soweit es sich dabei um die Kunst des Tanzes, die Kunst der Bewegung handelt, nicht viel mehr als eine Banalität. Sie tanzte jüngst in den Berliner Kammerspielen u. a. auch den Donauwalzer und man empfand diese Nummer so etwa wie eine Blasphemie. O Grete Wiesenthal! — Ungleich stärker wirkt Magdeleine mit ihrer Mimik. Nicht nur stärker — stark wirkt sie, oft erschütternd und furchtbar. Es gab Momente, da ich überzeugt war, ähnliches noch nie gesehen zu haben. Es waren immer Momente, wo es galt, einen ganz krassen Effekt zum Ausdruck zu bringen, ein Ungeheuerliches, Maßloses, Unerhörtes zu kennzeichnen. Und zwar lag das eigentlich nie nach der Seite des Hellen, Freudigen, immer nach der des Grausigen, Schrecklichen. „Aases Tod" von Grieg gilt mir als Höhepunkt der Leistung Magdeleines. Den Anfang werden andere ihr nachspielen können; die ruhige Majestät des Todes, die Unerbittlichkeit des Todes, das Zusammenbrechen, Flehen und Winseln der Opfer — all das war stark und mächtig, aber nicht übermächtig. Wie aber dann das Schlußmotiv anhebt, von den höchsten Lagen langsam, wie in irrer Verzweiflung herabklingend, da schwingt sich die Interpretation der Magdeleine zu einer fast unheimlichen Größe auf. Sie horcht auf: was ist das, was da näher kommt, sich näher schleicht? Fast wie ein Lachen des Wahnsinns steigt's in ihr auf — sie will das Gräßliche abwehren und jagt ihm doch entgegen, von furchtbarem Zwang getrieben. Nun will es sie greifen, packen, springt ihr an die Gurgel, würgt sie — — Bei den letzten Klängen der Musik wirft sich Magdeleine dann zur Erde, es ist wie wenn eine Eiche unter dem Axthieb des Fällers niederstürzt und der Sturz hallt durch den ganzen Saal.

Die Erklärung dieser Kunst braucht uns heute nicht mehr soviel Kopfzerbrechen zu machen wie seiner Zeit, als Magdeleine zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit trat. Es ist lediglich eine Kunst der Reflexbewegung, also die passivste Kunst, die man sich vorstellen kann. Eine Kunst, die an und für sich natürlich keine Kunst ist, weil sie mit schöpferischer Kraft nicht das geringste zu tun hat, die nur ein ähnliches Gesicht zeigt wie echte Kunst (etwa die Kunst des Schauspielers) und daher leicht mit ihr verwechselt wird. Selbstverständlich ist sie in dieser Reinzüchtung nur in der Hypnose bezw. im somnambulen Zustande zu beobachten (wie man sehr viele physikalische Experimente nur im luftleeren Raum vornehmen kann). Hier nur sind die Hemmungen ausgeschaltet, die die Reaktionsfähigkeit unserer Sinne gemeinhin auf ein sehr bescheidenes Maß herabdrücken. Der Verstand, die Ueberlegung schweigt und der Prozeß der Reizwirkung kann sich ohne jede Beeinträchtigung in paradigmatischer Form vollziehen.

Ich möchte durchaus nicht so weit gehen, zu behaupten, daß bei den Darbietungen Magdeleines das Individuelle gar keine Rolle spielt. Offenbar ist Magdeleine in ungewöhnlich hohem Grade geeignet, mimisch auf äußere Reize zu reagieren. Das ist natürlich, wenn man so will, auch eine Begabung, ein individuelles Talent. Man kann sich vorstellen, daß ein anderer anders und in anderm Grade reagieren würde, daß er die Auslösung der auf ihn wirkenden Reize statt in der Mimik, im Tanzen, im Singen, im Malen finden könnte. Immerhin überwiegt bei weitem der Eindruck des Typischen. Wir glauben in Magdeleine uns selbst zu sehen, in unserm wahrhaften, naivsten Wesen, so wie wir sein würden, wenn wir einmal außerhalb aller uns so mannigfach bestimmenden und zwingenden äußeren und inneren Zusammenhänge gestellt wären. Ein Stück menschliches Triebleben enthüllt sich, ein Stück menschlicher Seele, das wir bisher allen Studien zum Trotz doch noch nicht kannten. Oder sagen wir vorsichtiger: es möchte sich uns enthüllen. Denn wir werden wohl erst noch einige weitere Nachfolgerinnen Magdeleines abwarten müssen, ehe wir hier von klaren Erkenntnissen reden dürfen.

Ein Wort noch über den fabelhaft raschen Wechsel der Stimmungen in den Vorführungen Magdeleines. Er ist doch an sich verständlich? Ich denke sogar, es wird ohne weiteres einleuchtend sein, wenn ich gerade diesen Wechsel als vornehmstes psychisches Kriterium für die Echtheit der Hypnose in Anspruch

nehme. Alle Reflexion fällt da fort, es gibt keine gedanklichen Zusammenhänge mehr, nur eine Lücke von Empfindungen, die unmittelbar in Ausdrucksform umgesetzt werden. Und so gibt es auch keine Erinnerung von einer Empfindung zurück zur vorigen, von einer Ausdrucksform zur andern. Völlig unvermittelt stehen die Extreme nebeneinander. Eine Erschütterung, der selbst die starke Konstitution der vollblütigen Magdeleine nicht gewachsen scheint, wird jäh abgelöst durch die Symptome üppig aufschießender Freude. Es gibt keine Brücken herüber und hinüber. Von Augenblick zu Augenblick ändert sich das Gesicht, und in jeder Minute kann, wenn die künstlerische Unterlage es erlaubt oder fordert, die ganze Skala der denkbaren Effekte durchlaufen werden. Gerade hierin liegt für mich — vom ästhetischen Standpunkt aus — einer der Hauptreize dieser Vorführungen.

Die Wucherer der Eitelkeit.

Von Emil Faktor.

Herr Rudolf Fastenrath aus Konstanz am Bodensee hat uns allen, die wir in Kürschners Literaturkalender mit einer Lyra behaftet sind, eine große Ehre erwiesen. Er ladet uns zur Mitarbeit an seiner Anthologie „Neu-Deutschlands Dichterschatz“ ein, die eine Fundgrube von Schätzen für Geist und Gemüt werden soll. Das Glück ist nicht auszudenken. Jeder Teilnehmer erhält eine ganze Seite reserviert und das Buch, fünfhundert Seiten stark, soll in roter Leinwand mit Goldpressung gebunden dieselbe Ausstattung erfahren wie die eigenen Werke des Herausgebers! Auch ist Herr Fastenrath bereit, bei unbedeutenden Fehlern der eingesandten Gedichte selbst die feilende Hand anzulegen. Bequemer können es Deutschlands Lyriker schon nicht haben.

Die geforderte Gegenleistung ist gering. Die Mitarbeiter sollen sich zur Abnahme eines Exemplars verpflichten, das ihnen per Nachnahme ins Haus gestellt wird. Lumpige fünf Mark und Portospesen — das ist alles. Nur wer unter den Lyrikern zufällig Buchhändler ist, muß nicht den vollen Ladenpreis zahlen. Aber auf solche Bagatellen kommt es ja nicht an. Herr Fastenrath ist äußerst entgegenkommend. An Besteller von zwei und mehr Exemplaren geschieht die Zusendung franko unter Nachnahme per Post. Wer fünf Exemplare fest bestellt, erhält ein sechstes gratis beigelegt. Man bekommt Lust, bei so vorteilhaften Bedingungen die ganze Auflage aufzukaufen.

Der Fall Fastenrath ist nicht neu. Er wiederholt sich alljährlich einige Male. Es ist immer dieselbe durchsichtige Spekulation auf den Ehrgeiz der dichtenden Jugend und des ruhmsüchtigen Dilettantismus. Daß auch Schriftsteller, die des Wohlwollens und der feilenden Hand des Herrn Fastenrath nicht bedürfen, von solchen entehrenden Anträgen nicht verschont bleiben, ist eine Sache für sich. Schließlich wissen sie Bescheid, und sie wenigstens beantworten die beleidigende Zumutung mit stillschweigender Verachtung. Nur um die irregeführten, in einen Größenwahn hineingesetzten Jünglinge ist es schade. Auch ist eine Dupierung des Anthologien kaufenden Publikums nicht ausgeschlossen. Ein Herausgeber, der seine literarischen Fähigkeiten nicht einmal in seinem „Appell an das dichtende Deutschland“ bekunden kann, und ein Verlag, dem es an Druckaufträgen offenbar mangelt, schließen sich zur Rettung der deutschen Poesie zusammen und lassen die Kosten durch Vorausbestellungen bestreiten. Es ist schändlich, so lustig auch die Gimpelfängerei in jedem einzelnen Falle sein mag.

Dabei sind es nicht lauter Eitelkeitsnarren, die sich um die Fahnen der Herren Fastenrath und Konsorten scharen. Es sind auch gutgläubige Idealisten darunter, schüchterne Neulinge, weltfremde Adepten, die der Lockung nicht widerstehen können. Man braucht nur die Kataloge eines in ganz Deutschland berüchtigten Verlegers nachzulesen — ich muß nicht einmal seinen Namen nennen — und man wird mit Staunen wahrnehmen, daß dort berühmte Schriftsteller ihre Erstlinge drucken ließen. Sie alle gehören zusammen: Die Herren Anthologienherausgeber, die sich auf das dichtende Deutschland wahllos stürzen, die Massenverleger von Lyrik, die mit dem Druckkostenbeitrag des Autors schon ein gutes Geschäft machen, noch bevor ein Bändchen zum Vorschein kam, die zahllosen Institute, die sich auf dem Wege des Inserates zur Durchsicht, Ausfeilung und Drucklegung von schrift-

stellerischen Arbeiten empfehlen. Da ein wirklich begabter, selbständiger Autor ihrer nicht bedarf, rechnen sie mit der Ausbeutung der Ueberzähligen, treiben sie Wucher mit dem Dilettantismus, lassen sie sich wertlose Leistungen bezahlen, spiegeln falsche Tatsachen vor, verwirren jüngere Köpfe, häufen Schund auf Schund im Namen der deutschen Poesie. Daher der Ueberfluß an bedrucktem Papier, daher die übertriebene Vorstellung der literarischen Massenproduktion Deutschlands. In der Statistik zählen ja alle mit.

Die deutschen Schriftsteller haben im Grunde ernstere Sorgen, als sich um die Bekämpfung des weithin erkennbaren Schmarotzertums zu bekümmern. Ihr Verhältnis zu den anständigen Verlagsfirmen ist auch kein ideales und eine Reform auf diesem Gebiete ist weit wichtiger. Aber von Zeit zu Zeit ist es ganz wohltätig, den einen oder anderen Glücksritter in der Herausgebermaske zu entlarven. Namentlich dann, wenn die Förderungssucht der ungedruckten Talente gar zu schamlos getrieben wird. Den Jüngern des dichtenden Deutschlands möchte man aber zurufen: Wenn Dir jemand für eine Vorausbestellung von fünf Mark Dichterruhm verspricht, so traue ihm nicht. So billig ist ein Sitz auf dem Olymp nicht zu haben.

Zu den Briefen E. T. A. Hoffmanns.

Die Auszüge*) aus drei Bamberger Theaterbriefen E. T. A. Hoffmanns im Heft vom 1. April mußten wegen Zeitmangels gedruckt werden, bevor der dafür wissenschaftlich verantwortliche Mitarbeiter Wortlaut, Schreibung und Interpunktion nachprüfen und seinerseits Erläuterungen in Fußnoten hinzusetzen konnte. Es ist daher fast durchweg unterblieben, die zahlreichen Unterstreichungen, die bei Hoffmann stets eine besondere Nuance bedeuten, durch Sperrdruck anzudeuten; ferner ist im I. Brief S. 510, Z. 9 „müsse“ gedruckt statt „mußte“, S. 512, Z. 13 „gefunden“ statt „empfunden“; im II. Brief S. 513, Z. 2 „unsere“ statt „unser“; im III. Brief Z. 11 „organisirt“, statt „reorganisirt“. Zur Erläuterung ist zu bemerken:

*) Vom I. Brief haben wir den Anfang, vom II. und III. den Schluß fortgelassen.

Zum I. Brief:

S. 511, Z. 2—4] Hoffmanns hier angekündigter Aufsatz ist in Bertuchs „Journal“ nicht erschienen, wie Herr Dr. Doege von der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums mir mitteilt; nach dem nächsten Brief scheint es, daß Hitzig den Freund bewogen hat, den Artikel den „Musen“ zuzuwenden, die Hitzig bald darauf selbst in Verlag nahm.

Z. 6 f.] Gemeint ist die von Max Voigt wieder aufgefundene „Aurora“.

Z. 14] Also in der Art der Orakelreden des wahnsinnigen Berliner Musikers (in Hoffmanns „Ritter Gluck“), der sich für Gluck hält.

Z. 15] Ihnen, nämlich als Verleger!

S. 512, Z. 2] Der Pommer Friedrich von Herr war mit Hoffmann zusammen Assessor in Posen gewesen und wurde am 22. September 1801 zum Rath am Obergericht zu Warschau ernannt, wo Hoffmann ihn 1804 wiederfand. Jetzt (1812) war er Justizkommissar (=Rechtsanwalt) und Notar in Berlin (er betheiligte sich 1822 als solcher an der Stiftung von Hoffmanns Grabdenkmal).

Z. 4] Carl Wilhelm Eimbeck aus Berlin war 29. Januar 1801 Rath in Posen geworden und 1803 ans Kammergericht versetzt, wo er jetzt (1812) noch thätig war. (Später kam er als Geheimer Oberjustizrath ins Ministerium und trug als solcher ebenfalls zu Hoffmanns Grabmal bei.)

Ebenda] Der Altmärker Friedrich Beelitz war ebenfalls mit Hoffmann Assessor in Posen gewesen, wurde 6. April 1803 Rath daselbst und 1805 ans Kammergericht versetzt, wo er jetzt noch thätig war.

Z. 6] neulich, nämlich 26. März, wo Polen und Italiener in Bamberg einrückten.

Zum II. Brief:

Z. 13] Die Altenburg gehörte damals Hoffmanns Gönner, dem Medicinalrath Friedrich Adalbert Marcus.

Z. 18] Die Figur von Undinens Oheim Kühleborn hat Fouqué völlig selbständig geschaffen.

S. 513, Z. 13] War 12. bis 15. Dec. 1810 erschienen und kommt nach langer Verkennung in unseren Tagen in Hoffmanns Sinne wieder zu Ehren, als ein Programm für Kleistens Entwicklung.

Zum III. Brief:

Z. 3] Der Aufsatz erschien dann in den „Musen“ Bd. III, S. 157-67.

Schluß des redaktionellen Teiles.

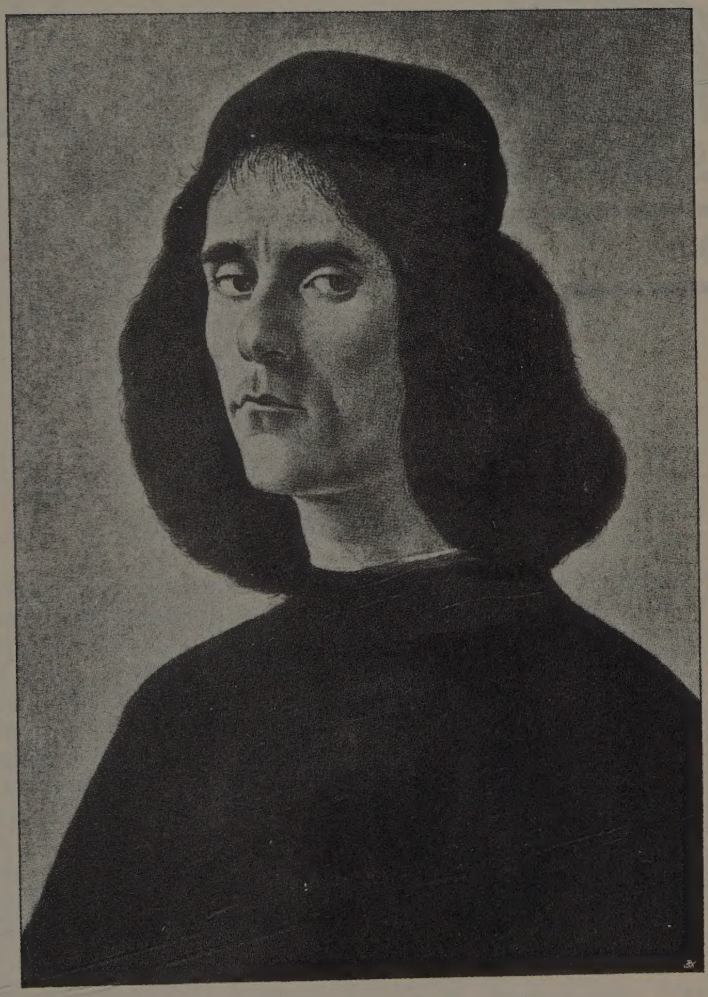
Geschäftliches.

Unbestrittene Erfolge konnte anläßlich der Eröffnung der Automobilsaison 1909 in Nizza die Mitteldeutsche Gummiwarenfabrik Louis Peter A. G. in Frankfurt a. M. verzeichnen. Der Ausgang der Rennen, die nach der langen Winterzeit das erste automobilsportliche Ereignis bildeten, brachte für **Peters Union Pneumatic glänzende Siege** ein. Gleich am ersten Tage gewann der bekannte Rennfahrer Joerns überlegen in der heißumstrittensten aller Klassen mit der schnellsten Zeit des Tages und einer Geschwindigkeit von 130 km, was in Anbetracht des Umstandes, daß das Rennen bei strömendem Regen und auf schlüpfrigen Straßen stattfand, zur Evidenz die ausgezeichnete Leistungsfähigkeit und unübertreffliche Zuverlässigkeit von Peters Union Pneumatik beweist. Den zweiten Platz an diesem Tage konnte ebenfalls dieselbe Marke belegen. — Diesen Erfolgen setzte jedoch das Ergebnis des **La Turbie Bergrennens** die Krone auf. In diesem bedeutendsten Ereignis der ganzen Woche gingen die auf Grund der Erfolge des ersten Tages gehegten Hoffnungen vollauf in Erfüllung. Lindpaintner siegte mit dem schnellsten aller Wagen (Opel), der mit Peters Union Pneumatik montiert war, vor einem Felde von 39 Startern auf eine Bergstrecke von 6400 Metern in 6 Minuten $^1/_5$ Sekunden. Dieses Rennen hat an die Konkurrenten ganz außerordentliche Anforderungen gestellt und schlugen eine Reihe von Wagen in den Kurven um. Die schnellsten in der Ebene vom ersten Tage waren auch hier die schnellsten bergauf, denn Joerns wurde in der Gesamtklassifikation Zweiter, ebenfalls auf Peters Union Pneumatik. Es sei nur noch erwähnt, daß Lindpaintner mit seinem Opelwagen erst in der Woche vorher mit vier Personen und Gepäck die Reise nach Nizza über Frankfurt a. M.—Basel—Lyon—Marseille auf ganz miserablen aufgeweichten Wegen mit Peters Union Pneumatik zurückgelegt hatte.

Die Nizzaer Internationale Automobilwoche hat also aufs neue die Tatsache bestätigt, daß Peters Union Pneumatik sowohl als Touren- als auch als Rennreifen unter den führenden Weltmarken unbedingt an der Spitze steht.

Alle Manuskript- und Büchersendungen
an den Herausgeber Dr. Jos. Ad. Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33.
Nicht erbetenen Sendungen ist Rückporto beizufügen.

Verantwortlich: Für die Redaktion: Dr. Josef Adolf Bondy, Nikolassee bei Berlin, Lückhoffstr. 33; für Oesterreich-Ungarn: Dr. Felix Braun, Wien. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Hermann Goldschmiedt, Wien I, Wollzeile 11. — Für den Inseratenteil: Verlag der Neuen Revue, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.
Druck von J. Harrwitz Nachfolger G. m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.



BOTTICELLI

BESITZER . ED. SIMON